Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet von Richard Strauß / Georg Brandes / Richard Muther / unter Mitwirkung von Hugo von Hofmannsthal.

Unter ständiger Mitwirkung von Hermann Bahr / Otto Julius Bierbaum Wilhelm Bölsche / Georg Brandes / Ludwig Gurlitt / Hugo von Hofmannsthal Karl Jentsch / Richard Muther / Felix Salten / Karl Schnitzler / Frank Wedekind

Nummer 30 | Abonnement vierteljährlich 6 Mark Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg. | 24. Juli 1908

Unser Preisausschreiben.

In der Weihnachtsnummer des letzten Jahrganges hatten wir bekannt gegeben, daß wir für die beste Novelle, die bei uns bis zum 15. März dieses Jahres eingehe und den Umfang von acht „Morgen"-Seiten nicht übersteige, einen Preis von 2000 Mark aussetzten.

In Nummer 3 vom 17. Januar dieses Jahres hatten wir die Mitteilung wiederholt und die Namen derjenigen Herren bekannt gegeben, die das reizlose Amt eines Richters in litteris zu übernehmen die Freundlichkeit hatten. Es waren die Herren Otto Julius Bierbaum, Professor Georg Brandes, Carl Hauptmann, Professor Richard M. Meyer und Ernst Freiherr von Wolzogen. Eine Stimme hatte sich die Schriftleitung vorbehalten.

Die Fülle eingegangener Arbeiten war erdrückend und trotzte allen Bemühungen, den für die Entscheidung zugesagten Ostertermin einzuhalten, mit Erfolg. Heute liegt das Ergebnis endlich vor. Es führt zur Teilung des Preises, dergestalt, daß die Novellen

„Das Geheimnis der Frauen" (Verfasser: Herbert Eulenberg) und

„Martin Weckebrod" (Verfasser: Siegfried Trebitsch)

je 1000 Mark zugesprochen erhalten.

Den Herren, die sich in so liebenswürdiger Weise des Richteramts angenommen, möchten wir auch an dieser Stelle noch einmal sagen: wir danken Ihnen sehr und aufrichtig.

Der Verlag. Die Redaktion.

Reichsfinanzreform. Von M. Erzberger, M. d. R.

Der Kaiser hat in Hamburg reichlich Vorschußlorbeeren auf die neue Reichsfinanzreform ausgeteilt; ob aber der Reichstag sie honorieren wird, steht noch dahin, da das Geheimnis der neuen Steuern ängstlich gehütet wird. Die bisherigen Auslassungen im Reichstage und in der Parteipresse lassen nur erkennen, daß noch eine große Meinungsverschiedenheit über die neuen Steuern besteht, nicht aber die Mittellinie, auf der sich eine gesunde Steuergesetzgebung aufzubauen hat. Nur in einem Punkte herrscht in allen Parteien Uebereinstimmung: so wie bisher kann es nicht mehr weitergehen. Jahraus jahrein eine Vermehrung der Schulden um eine Viertelmilliarde, für die kommenden fünf Jahre bereits eine Bindung auf weitere 1000 Millionen neuer Anleihen, dazu die stete Beunruhigung des Geldmarktes durch die Reichsschatzanweisungen, endlich der in den beiden letzten Jahren gesteigerte Fehlbetrag in Form ungedeckter Matrikularbeiträge, das sind Erscheinungen, die es begreifen lassen, wenn man im Auslande von unsern Finanzen den denkbar schlechtesten Eindruck hat, wenn sogar ein nationalliberaler Abgeordneter diese Wirtschaft als die eines Bankerotteurs bezeichnet hat. Es ist Gemeingut des deutschen Volkes geworden, daß eine gründliche Sanierung eintreten muß; an dem ernsten Willen zur Besserung fehlt es nirgends; inwieweit die derzeitigen parlamentarischen Verhältnisse aber einer Besserung dieser recht schwierigen Frage günstig sind oder nicht, soll hier nicht untersucht werden. In der Tagespresse wird jedoch das Ziel der Reform viel zu nahe gesteckt; man spricht hier nur von der Schaffung neuer Einnahmequellen, während eine gesunde Reform weiter greifen muß und sich 1. mit der Schaffung eines Betriebsmittelfonds; 2. mit der Neugestaltung der Anleihewirtschaft; 3. mit festen Grundsätzen der Sparsamkeit; 4. mit der Aufbringung erhöhter Einnahmen zu befassen hat. Jede Reform, die nicht diese vier Dinge als Mindestmaß enthält, ist ein elendes Stümperwerk, ein Flickwerk, das schon in kurzer Zeit wieder in Reparatur genommen werden muß.

1. Schaffung von Betriebsmitteln.

Die Reichshauptkasse lebt von der Hand in den Mund; sie hat keine Reserve, aus der sie schöpfen kann, wenn einmal Ebbe ist; daher ist vor einigen Jahren auch tatsächlich der Bankerott der Kasse, wenn auch nur für ein paar Stunden, eingetreten. Deshalb muß die Reichshauptkasse stets mit „Wechseln" arbeiten, d. h. mit den Reichsschatzanweisungen, die einerseits eine recht hohe Zinsenlast auflegen, andererseits zur Erhöhung des Bankdiskonts und dadurch zur Belastung des gesamten Geschäftslebens ungeheuer beitragen; kaum hat sich die Reichsbank wesentlich erholt, so kommt das Reichsschatzamt mit seinen Anweisungen und verschlechtert den Geldmarkt sehr. Aus finanziellen und volkswirtschaftlichen Gründen ist hier eine Aenderung geboten; in erster Linie muß der Reichshauptkasse jene Last abgenommen werden, die ihr durch das Unfallversicherungsgesetz auferlegt worden ist; es sind dies die Rentenzahlungen an die Unfallverletzten. Während die Versicherungsanstalten der Reichspost zur Auszahlung der Invalidenrenten Gelder im voraus zu überweisen haben, sind die Berufsgenossenschaften günstiger daran; die Post zahlt die Unfallrenten aus, und die Berufsgenossenschaften erstatten diese Beträge erst nach Jahresfrist und später; sie leisten aber hierbei

nicht einmal eine Erstattung des Zinses für die vorgeschossenen Gelder. Dadurch werden die Betriebsmittel der Postverwaltung sehr geschwächt, und darunter leidet wieder die Reichshauptkasse. Die von der Post in den letzten Jahren vorschußweise bezahlten Unfallentschädigungen belaufen sich auf:

1901: 82 Mill. M.; 1902: 90,7 Mill.; 1903: 99,1 Mill.; 1904: 107,5 Mill.; 1905: 115,2 Mill.; 1906: 121,4 Mill. Der jeweilige Gesamtvorschuß aber ist im Höhepunkt um 40—50% höher, da die Berufsgenossenschaften vielfach erst im Mai abrechnen und um diese Zeit schon wieder im laufenden Jahre erhebliche Zahlungen geleistet worden sind. Derzeit darf man den Höchstvorschuß auf 180 Millionen M. beziffern; die halbbankrotte Reichskasse, die für 475 Millionen M. Reichsschatzanweisungen ausgeben kann und vielleicht muß, spielt also den noblen Gönner und leistet zinslose Vorschüsse. Es ist absolut erforderlich, daß entweder die Berufsgenossenschaften gleich den Invalidenversicherungsanstalten der Post Kapitalien zur Verfügung stellen, selbst wenn es unter Angriff ihres Reservefonds geschieht, oder daß sie mindestens nach je drei Monaten mit der Post abrechnen, was den Vorschuß auf 40—50 Millionen M. ermäßigt. Man kann diese Entlastung der Postkasse nicht deshalb hinausschieben, weil diese ab 1. Januar 1909 durch Einführung des Postscheckverkehrs erhebliche Gelder erhalten werde; da für die Einlagen im Postscheckverkehr keine Zinsen bezahlt werden, so ist es recht fraglich, ob bei der Post viele Gelder außerhalb der Stammeinlage von 100 M. liegen bleiben.

Neben der Entlastung der Reichskasse von fremden Ausgaben muß aber auch an die Schaffung erhöhter Betriebsmittel gegangen werden; die Verwaltung derselben ist dann durch ein Gesetz sicherzustellen. Aber woher die Gelder hierfür nehmen? Die Erhöhung der Silberquote von 15 M. auf 20 M. auf den Kopf der Bevölkerung gibt dem Reiche einen Gewinn von 140—150 Millionen, der freilich erst im Laufe von vielen Jahren ganz flüssig wird; wenn aber unsere Münzen in diesem Jahre nur 50 Millionen M. von der erhöhten Quote ausprägen, ist doch der Gewinn schon 22—25 Millionen M. Der Etat hat auch bereits Fürsorge getroffen, daß diese Einnahmen nicht in den großen Topf geworfen werden, sondern zur Verstärkung der Betriebsmittel dienen. Freilich geht es etwas langsam. Wenn man davon spricht, die Betriebsmittel durch eine Anleihe zu verstärken, so ist das ein Ausweg, der doch sehr erhebliche Bedenken hat. Im letzten Winter habe ich vorgeschlagen, man möge den Reichskriegsschatz von 120 Millionen M. aus dem Spandauer Juliusturm holen und in die Reichshauptkasse legen; die schlechten Erfahrungen, die Bismarck 1870 mit der Aufnahme der Kriegsanleihe an der Börse machte, ließen diesen zinslos daliegenden Fonds aus der 4 Milliardenentschädigung verstehen. Darüber herrscht nun Einstimmigkeit, daß diese 120 Millionen M. bei den heutigen Riesenheeren nicht weit reichen; die einen wünschen daher die Aufgabe desselben; die Militärs fordern aber eine riesige Erhöhung des Kriegsschatzes. Letzteres dürfte nicht viel Aussicht auf Erfüllung haben, denn die finanzielle Kriegsbereitschaft liegt in guten Reichsfinanzen überhaupt und in einer wohlhabenden Mittelschicht unseres Volkes. Die Schaffung ausreichender Betriebsmittel und die Garantie zuverlässiger Verwaltung derselben durch ein Gesetz unter tunlichster Beseitigung der Reichsschatzanweisungen muß an erster Stelle stehen.

2. Neugestaltung der Anleihewirtschaft.

Das Reich hatte am 1. Oktober 1907 4003 Millionen M. Schulden; über 250 Millionen M. sind seither neu bewilligt worden. Eine auf meinen Wunsch gefertigte Zusammenstellung aller schon im Kerne bewilligten künftigen Anleihen ergibt bis 1913 weitere 1000 Millionen M. neuer Schulden, so daß das Reich im genannten Jahre auf 5250 Millionen M. Schulden angelangt ist, wobei man zu befürchten hat, daß diese Summe eher größer als kleiner sein wird. Im Schuldenmachen haben wir es herrlich weit gebracht; 1877 mit 72 Millionen begonnen, waren es 1888: 883 Millionen, 1894: 2081 Millionen, 1900: 2395,6 Millionen, 1907: 4003 Millionen. Die stärkste Zunahme der Schulden zeigen die Jahre 1901: 417,9 Millionen (Chinaexpedition), 1891: 367,8 Millionen (Artillerievermehrung), 1905: 340 Millionen (Südwestafrika), 1903: 290 Millionen (Flottengesetz und Zuschußanleihe), 1906: 260 Millionen (Südwestafrika), 1887 und 1889: je 234 Millionen (Kartellreichstag infolge des Septenates). Die heutige Zinslast des Reiches beträgt 155 Millionen M.; zahlen wir nur ein Menschenalter hindurch diese Zinsen, so haben wir über 5000 Millionen Zinsen aufzubringen, aber von der Schuld ist nichts abbezahlt. Die Gegenwerte für diese Schuldenlasten sind sehr gering und vielfach nicht mehr vorhanden. Das Heer verschlang 1747 Millionen M., darunter nahezu 1000 Millionen für Heeresverstärkung, Waffen usw.; die Marine 713 Millionen; die Chinaexpedition 280 Millionen; der südwestafrikanische Aufstand 340 Millionen (die Schlußabrechnung ist noch nicht gelegt); die Reichseisenbahn 225 Millionen, die Reichspost 216 Millionen, der Nordostseekanal 106 Millionen (die Verbreiterung soll 225 Millionen kosten) usw. Von allen diesen Anlagen sind zinstragend nur die Ausgaben in der Reichspostverwaltung und teilweise in der Reichseisenbahnverwaltung; alles andere ist unrentabel, Herr Dernburg würde vielleicht sagen „fressend". Woher diese betrübende Erscheinung? Zunächst fehlte es an jeder geordneten Schuldentilgung; es bleibt ein stetes Verdienst des Zentrumsführers Dr. Lieber und seines Beraters Müller-Fulda, daß durch die Leges Lieber von 1896 bis 1900 insgesamt 142,9 Millionen M. Schulden getilgt worden sind und so der Anfang einer Schuldentilgung gemacht worden ist. Freilich hat der Bundesrat erst 1906 von sich aus einen Vorschlag zu einer geordneten Schuldentilgung gemacht; $^3/_5$% der Schuldenlast sollten jährlich getilgt werden, d. h. im Jahre 1908 rund 24 Millionen, während man über 250 Millionen neue Anleihen aufnahm. Als mit dem 1. April d. J. diese systematische Schuldentilgung begonnen werden sollte, da schlug der Bundesrat aber gar die Aussetzung um ein Jahr vor und der Block stimmte zu. Heute rächt es sich bitter, daß man nicht schon vor 20 Jahren eine systematische Schuldentilgung festgesetzt hat. Gerade dieser Umstand hat nämlich auch dazu geführt, daß man immer mehr Dinge auf Anleihe genommen hat. In der Anleihewirtschaft war gar keine Ordnung; wenn die Ressorts ihre Forderungen stellten und man kein Geld hatte, so verwies man die Ausgabe einfach auf die Anleihe, auf den außerordentlichen Etat, wie man schön sagte. Besonders Heer und Marine taten sich hier gütlich und suchten sich noch zu übertrumpfen; so kann man heute noch feststellen, daß im Marineetat eine Reihe von Ausgaben (Kasernen-, Lazarett-, Militärkirchenbauten usw.) auf Anleihe genommen werden,

die im Militäretat aus den laufenden Mitteln bestritten werden. Es ist immer der Bundesrat gewesen, der die Ausgaben auf Anleihe setzte; der Reichstag mußte stets sperren; schlug doch gar der Bundesrat 1904 vor, die Gelder für die Anschaffung des Rohrrücklaufgeschützes auf Anleihe zu nehmen; es fehlte nur noch, daß man das Brot und die Stiefel für die Soldaten, den Hafer für die Pferde und die Manövermunition auch auf Schulden genommen hätte. Schlug doch gar im letzten Winter ein hochweiser Finanzgelehrter vor, die Aufbesserung der Beamten auf Anleihe zu nehmen. Seit einem halben Dutzend von Jahren haben Zentrum, Freisinnige und Sozialdemokraten stets auf eine Einengung der Anleihegrundsätze hingearbeitet; im letzten Frühjahr schlossen sich die Nationalliberalen dem an. Die Budgetkommission hat auch einen entsprechenden Antrag Paasche-Erzberger angenommen, der aber mit Recht vermeidet, alle Gegenstände aufzuzählen, welche nur noch auf Anleihe zu nehmen sind; er geht vielmehr einen anderen Weg und will die Einengung durch erhöhte Schuldentilgung erreichen. Die bereits vorhandene Reichsschuld soll hiernach mit 1% des heutigen Betrages zuzüglich der durch diese Tilgung ersparten Zinsen getilgt werden, so daß das Reich in 44 Jahren von dieser Last befreit sein würde. Der Antrag rechtfertigt sich aus dem Grunde, weil die aus diesen Geldern geschaffenen Anlagen zum größten Teil heute schon, alle aber in 44 Jahren wertlos sind. Wie aber soll es mit den künftigen Anleihen gehalten werden? Der genannte Antrag scheidet diese mit Recht in werbende und in unrentable und behandelt beide verschieden. Die werbenden Anlagen, d. h. solche, die Verzinsung und Tilgung in sich selbst bieten (Kolonialeisenbahnen, Telephonanlagen usw.), sollen vom sechsten Jahre der Vollendung ab mit 2% getilgt werden, also in 56 Jahren amortisiert sein. Alle anderen Ausgaben aber, die den außerordentlichen Etat belasten (koloniale Expeditionen, Festungsbauten, Schiffsbauten usw.), sollen mit $3^1/_3$% in 30 Jahren getilgt werden, da man von der Erwägung ausging, daß die lebende Generation auch für ihre Bedürfnisse aufzukommen habe. Wenn somit im Jahre 1908 252 Millionen M Anleihen bewilligt worden sind (fast durchweg unrentable), so wäre sofort eine Tilgungsrate von über 8 Millionen M. eingesetzt worden. Kann diese aus den laufenden Mitteln bestritten werden, so ist es gut, wenn nicht, so hat man hier das Warnungssignal, daß man mit den bisherigen Einnahmen nicht mehr auskommt, das ist ein Zwang für Sparsamkeit oder für Schaffung neuer Steuern. Die so vorgeschlagene Schuldentilgung kann verschärft werden durch die Ausgabe *amortisabler Anleihen*, die nach einer bestimmten Frist eingelöst werden müssen, eine Maßnahme, die sicherlich auch zur Hebung des miserablen Kurses der Reichsanleihen beiträgt. Eine Reichsfinanzreform ohne geordnete Anleihewirtschaft, ohne starke Schuldentilgung führt nicht zum Ziele.

3. *Sparsamkeit.*

Ein ganz verpöntes Wort! Leider! Man erhält gar noch den Beinamen — „antinational", wenn man Sparsamkeit fordert. So verfehlt eine kleinliche Sparsamkeit ist, so großen Nachteil eine Sparsamkeit am falschen Orte bringt, so absolut notwendig ist eine gesunde Sparsamkeit; denn ohne diese kommen wir nie auf einen grünen Zweig. Leider ist der gute Geist der altpreußischen Sparsamkeit immer mehr

verschwunden; hat Preußen sich emporgehungert, so ist das Reich in Schulden aufgewachsen, trotz der hübschen Morgengabe von 4 Milliarden M., wovon heute nur noch der Kriegsschatz mit 120 Millionen und ungefähr ebensoviel im Reichsinvalidenfonds vorhanden sind. Da man Sparsamkeit oben nicht mehr kennt, hat sie auch unten nachgelassen, im Volksleben wie im Staatsleben. Diese Tatsache ist richtig trotz aller schönen Statistiken über die Zunahme der Sparkassenbücher und der Sparkasseneinlagen. Unsere Hauptausgabeposten sind Militär, Flotte, Zinsenlast, Pensionen und Kolonien, und da muß die Sparsamkeit einsetzen. Die Verminderung der Zinsenlast kann nur durch Schuldentilgung eintreten, da eine Konvertierung der Gesamtanleihe auf 3% ausgeschlossen ist. Aber die Pensionslasten sind zu kürzen; 1908 geben wir rund 180 Millionen M. für Pensionen, Gnadenbeihilfen, Veteranenbeihilfen usw. aus; man kommt hier auf die Dauer um eine Regelung der Zivilversorgung der Offiziere nicht herum, wenn man auch den militärischen, sozialen und politischen Bedenken noch so stark Rechnung trägt; die Verjüngung der Generalität und der Stabsoffiziere geht in auffallend raschem Gange vor sich; die parlamentarischen Mittel sind gegenüber der Kommandogewalt knapp und konnten nicht einmal die Pensionierung der Lynars und Hohenaus verhindern. In der Zivilversorgung der Unteroffiziere ist Preußen-Deutschland auf der ganzen Erde unerreicht und hat hier ein bedeutendes soziales Werk geschaffen; die entsprechende Lösung für die Offiziere mag schwieriger sein, aber sie ist aus denselben sozialen und noch mehr aus finanziellen Gründen unaufschiebbar. Auch in den Kolonien wird man an erhöhte Sparsamkeit glauben müssen; 3000 Soldaten in Südwestafrika mit 25—30 Millionen M. Ausgaben sind auf die Dauer nicht zu rechtfertigen; das „Marineschatzkästchen" Kiautschau mit 7—10 Millionen Jahreszuschuß kann auch einfacher garniert werden. Ob man an der Flotte viel sparen kann, erscheint zweifelhaft; eher sind hier Mehrausgaben zu befürchten (z. B. für Beschaffung von Artilleriereservematerial, wo Japan 100%, England 25%, Deutschland 0% besitzt), der Höhepunkt der Marineausgaben ist noch nicht erreicht. Bleibt also das Landheer übrig, und da kann gespart werden, ohne daß wir unser politisches Rückgrat schwächen. Zunächst in der Beschaffung des Materiales; man lese nur im neuen Nauticus (1908) nach, wie die Konkurrenz die Preise der Panzerplatten gedrückt hat; die Preise, die wir Krupp bezahlen, sind annehmbar, und der neue Vertrag, dessen Inhalt mir bekannt ist, gibt zu keiner Bemängelung mehr Anlaß; während wir 1900 noch 2320 M. pro Tonne bezahlten, sind wir heute, auch infolge der erhöhten Bestellung, wesentlich günstiger daran und stehen hinter keiner andern Nation zurück. Aber bei dem Waffenmaterial des Heeres könnte durch erhöhte Konkurrenz sehr gespart werden; die Preise, die für die neuen Maschinengewehre an die Deutsche Munitions- und Waffenfabrik bezahlt werden müssen, sind viel zu hoch; das sind tatsächlich Monopolpreise. Auch in den staatlichen Betrieben läßt sich weit mehr sparen; die hohen Unterschlagungen an Materialien in Spandau und in Kiel legen die Vermutung nahe, daß hier zu reichlich dotiert worden ist; wenn z. B. ganze Waggons Oel einfach verschwinden können, ohne daß es sofort entdeckt wird, so will das sehr viel besagen. Endlich muß auch einmal darauf hingewiesen werden, daß man nicht Telegraph, Telephon, Funkenstation, Luftballon, Luftschiff, Automobil usw. immer mehr in den Dienst der Armee stellen kann und daß man gleichzeitig die Kavallerie noch vermehrt, zu dem Auto hin alle

Rationen und Pferdegelder beläßt usw., gewiß sollen die technischen Fortschritte verwendet werden, aber bei anderen Stellen muß eingespart werden; es ist Sache der Verwaltung, diese Orte zu bezeichnen. In manchen Kreisen glaubt man, daß die Zahl der beurlaubten Mannschaften zu erhöhen und die der Offiziersburschen (nach russischem Vorgange) zu vermindern seien; namentlich könnten bei der Infanterie in jedem Jahr aus dem zweiten Jahrgange Tausende beurlaubt werden, was natürlich mit einem Schlage die Kosten verringern würde. Die Herabminderung der Schlagfertigkeit des Heeres will gewiß niemand, wenn er die vom Reichskanzler zugesagten Ersparnisse anstrebt.

Ein Hauptmittel zur Erzwingung der Sparsamkeit ist die Stärkung des Einflusses des Reichsschatzamtes; diese Behörde ist im Reiche jahrelang als das fünfte Rad am Wagen betrachtet worden; erst die Sachkenntnis des Frh. von Stengel verschaffte ihr einen höheren Einfluß. Herr Sydow hat vollends nicht zu klagen; er ist sofort preußischer Staatsminister geworden, und die Erkenntnis von der Notwendigkeit gesunder Finanzen hat an allen amtlichen Stellen zugenommen; der Kaiser hat Herrn Sydow schon erschreckend hoch gelobt.

Wie war es erst 1903, als Herr von Stengel aus dem bayrischen in den Reichsdienst trat, und wie kam der Abschied dieses „besten Beamten"!

In manchen Kreisen verspricht man sich viel Erfolg in dem Bestreben auf Sparsamkeit, wenn man den Artikel 70 der Reichsverfassung ändere; dieser lautet in seinem zweiten Satz: „Insoweit die Ausgaben durch diese (die reichseigenen) Einnahmen nicht gedeckt werden, sind sie durch Beiträge der einzelnen Bundesstaaten nach Maßgabe ihrer Bevölkerung aufzubringen, welche in Höhe des budgetmäßigen Betrages durch den Reichskanzler ausgeschrieben werden." Das sind die viel genannten Matrikularbeiträge, die dem Wesen des Reiches als einem Bundesstaat entsprechen, die die Nachzahlungen der einzelnen Gesellschafter der „G. m. u. H. Deutsches Reich" darstellen; sie haben hohen Wert vom budgetären Standpunkt des Reichstages aus, indem sie der einzige „bewegliche Faktor" unter den Einnahmen darstellen und damit das Budgetrecht des Reichstages sichern; sie haben aber noch höheren Wert vom finanziellen Standpunkt aus, da sie verhindern, daß das Reich mit einem Fehlbetrag abschließt; das gesamte etwaige Defizit ist vielmehr von den Bundesstaaten zu tragen, die ob dieser Last nicht zufrieden sind. Nun sagen manche, daß gerade dieser Zustand unhaltbar sei; wenn die Ressorts mit ihren Wünschen kämen, dann könne das Reichsschatzamt nie mit großem Erfolge auf Sparsamkeit drängen, weil man ihm entgegenhalte: es ist ja Deckung vorhanden. Ganz anders aber sei es, wenn die Matrikularbeiträge fortfielen oder auf eine bestimmte Höhe begrenzt würden, dann könne der Reichsschatzsekretär einfach seine leeren Taschen umkehren und sagen: Ich habe kein Geld! Die Ressorts müßten sich dann beschränken und die Konzertzeichner in den Etatsanmeldungen würden bescheidener. Dieser Gedankengang hat manches für sich; es müßte nur eine anderweitige bewegliche Einnahmequelle geschaffen werden, die Ueberweisungssteuern müßten anders geregelt werden, und dann könnte einmal ein Reichstag auf fünf Jahre den Versuch machen, ob durch eine solche Bindung tatsächlich mehr gespart wird; erprobt sich die Sache, so kann diese Einrichtung zur dauernden werden. Die eine Tatsache steht fest, daß das wirksamste Mittel zur Sparsamkeit im Reichsschatzamt liegt; der Bundesrat hat den Etat zu kurze

Zeit in Bearbeitung, und im Reichstage bekommen leider oft politische Gründe über die Sparsamkeit die Oberhand.

Alles in allem: man kann zu Beginn der Reichsfinanzreform nicht stark genug betonen, daß ohne Sparsamkeit an eine dauernde Sanierung der Reichsfinanzen nicht zu denken ist; man kann nicht sagen, daß diese Sparsamkeit erst nach der Ordnung einzusetzen habe; nein: sie muß mindestens gleichzeitig erfolgen und darf nicht in schönen Versprechungen für die Zukunft bestehen, sondern muß durch Gesetze garantiert werden.

(Schluß folgt.)

Potocki's.*) Von Ignaz Ježower.

Schon im sechzehnten Jahrhundert sind in Polen die Potocki's der höchsten Würden Erobererer und Träger. In die Stellungen der Väter rücken die Söhne, treten die Enkel. Stanislaus Potocki ist als Großhetmann der oberste Kriegsherr, Theodor als Primas der erste Bischof des Reiches. Der Großhetmann erläßt Bestimmungen, die gleich denen des Landtags die Kraft des Gesetzes haben, der Primas sitzt im Senat zur Rechten des Königs und wird während eines Interregnums die königliche Gewalt ausüben. — Die führende Stellung suchen die Potocki's sich zu erhalten, und wehren im achtzehnten Jahrhundert die Machtbestrebungen der Czartoryski's und Poniatowski's ab. Sie sind nicht wählerisch in ihrer Politik, halten heute zu Frankreich, morgen zu Rußland, und um die Gewalt nur nicht aus den Händen zu lassen, opfern sie oft das Wohl des Vaterlandes den persönlichen Interessen und Ambitionen.

So sind auch die Potocki's an dem Untergang Polens nicht ohne Schuld.

Den Typus eines polnischen Magnaten repräsentiert Franz Salesius Potocki, der Wojwode von Kijow. Konnte jeder polnische Edelmann als Kronprätendent auftreten, ein Potocki rückte durch seinen Reichtum, sein Ansehen, seine Verbindungen an die erste Stelle der Bewerber. Franz Salesius hat seine Tochter dem Sohn des allmächtigen Ministers Brühl zur Frau gegeben, und Franz Salesius ist auch mit Katharina alliiert und verwandt. Hatte doch Paul Potocki — um 1663 — eine Solykow, die Nichte der Gattin des Zaren Alex, geheiratet. So hofft Franz Salesius mit Hilfe Katharinas auf den Thron zu gelangen. Aber die Imperatorin stellt die Kandidatur ihres Lieblings, des jungen Stanislaus August Poniatowski, auf. Es ist der Schwestersohn jenes Czartoryski, der einst Franz Salesius bei der reichen Witwe Doenhoff ausgestochen hatte. Czartoryski hatte mehr Glück als ein Nebenbuhler, der wie Franz Salesius seine Erklärung brieflich gemacht hatte, mit der Entschuldigung, daß ihn eine Jagd auf Wölfe abhalte, persönlich zu erscheinen. Jetzt kann Franz Salesius mit dem Czartoryskineffen bei Katharina nicht aufnehmen. — Nach der Wahl Poniatowski's zum König zieht sich Franz Salesius gekränkt vom politischen Leben zurück. Auf seinen Besitzungen bleibt er unumschränkter Herr, hier gibt es keine Ständeversammlung, niemand ruft liberum veto, niemand sisto activitatem, sein Entschluß gilt, sein Wille ist Gesetz, hier ist er absoluter König. Einige Städte zählt er zu seinem Besitz, auf die Brüder Schlachta, die er in Abhängigkeit zu halten weiß, kann er zählen, dann hat er Soldaten, die er gut ausgerüstet hat, Diener, die in seinen Farben gehen, Bauern, die ihm leibeigen sind, seinen

*) Der Verfasser legt Wert auf die Mitteilung, daß der Artikel vor Beendigung des Ruthenenprozesses geschrieben wurde. D. R.

Beichtvater, der ihn mit Gott versöhnen wird. Wenn er sich langweilt, befiehlt er Bären auf den Schloßplatz vorzuführen und schießt auf sie vom Fenster aus. Er bestraft jede Unbotmäßigkeit; hat sich ein Nichtedelmann vergangen, läßt er ihn öffentlich züchtigen, der schuldige Schlachzize erhält seine Strafe in der Kemnate des Herrn, auf dem Perserteppich.

Alle fürchten sich vor Franz Salesius, auch sein einziger Sohn Felix. Will der Sohn den Vater sehen, muß er Audienz erbitten. In Zucht soll er aufwachsen, im Gehorsam, der nicht fragt: wie und was. Aber der Jüngling fühlt sich im Palast wie in einem Kerker und stiehlt sich heimlich hinaus mit Hilfe von Höflingen, die darauf rechnen, daß der junge Herr ihnen dies später entgelten werde. Seine Ausflüge wiederholt Felix oft, und immer länger bleibt er aus. Er hat sich in ein Edelfräulein, Gertrud Komorowska, verliebt, und sich mit ihr geheim trauen lassen.

Die Eltern Gertruds haben ihre Einwilligung zur Heirat gegeben, denn sie hoffen, Franz Salesius werde das Sakrament der Ehe für heilig achten und dann dem Bund seinen Segen nicht versagen. Vorläufig bleibt Gertrud im Elternhause und wartet, bis der Palast der Potocki's sich ihr öffnen werde. — Als Franz Salesius von der Heirat des Sohnes erfährt, gerät er in Wut. Er beschließt, die Schwiegertochter entführen und in ein Kloster bringen zu lassen. Vor allem aber zwingt er den Sohn, ihm ganz zu Willen zu sein. Er zeigt Felix einen Brief, in dem er die Komorowski's eingeladen habe, und befiehlt ihm an seine Frau zu schreiben, sie zu bitten, daß sie kommen solle, obwohl er seine Eltern von der Vermählung noch nicht unterrichtet habe. Aber nur den Brief des Sohnes schickt Franz Salesius ab. Die Komorowski's vermuten eine Intrige und lassen die Tochter nicht ziehn. Nach einiger Zeit kommt auch der Einladungsbrief von Franz Salesius. Da beschließen die Komorowski's den Besuch. Als sie aber auf dem Wege zu den Potocki's die Meldung erhalten, daß ihr Diener, den sie vorangeschickt hatten, von den Leuten Potocki's überfallen wurde, und daß man bei ihm nach geheimen Briefen für Felix gesucht habe, kehren sie um. Bald darauf übersiedelt Komorowski, da ihm und den Seinigen die Nachbarschaft des Franz Salesius gefährlich werden könnte, mit der Familie auf die Güter in der Nähe von Lemberg. Doch auch hier erreicht ihn Franz Salesius. In einer Februarnacht werden die Komorowski's überfallen. Bediente von Potocki, als russische Soldaten verkleidet, suchen bei ihnen nach Konföderierten. Sie entführen mit Gewalt die junge Potocka. Da sie aber befürchten, daß man der laut schreienden und jammernden Frau noch zu Hilfe kommen könnte, beschließen sie schnell ihren Untergang. Sie ertränken die Gemahlin des jungen Potocki in einer Wune. —

Dies ist im Jahre 1771 geschehen.

Franz Salesius stellt sich, als ob er von dem Verbrechen keine Ahnung haben würde, er sucht die Ungültigkeit der Ehe seines Sohnes nach, und macht sich den päpstlichen Nuntius Durini durch Verleihung eines Benefiziums gefügig. Andererseits strengen die Komorowski's einen Prozeß an, sie verklagen Franz Salesius wegen Entführung ihrer Tochter.

Im Frühling wird der Leichnam Gertruds gefunden.

Die Komorowski's geben sich noch immer den Anschein, als ob sie die Tochter irgendwo in einem Kloster wähnen würden, und setzen den Prozeß fort. Erst 1774 — zwei Jahre nach dem Tode des Franz Salesius — kommt es zur Einigung. Felix verpflichtet sich, den Schwiegereltern eine Sühnsumme von 700 000 Gulden zu zahlen, und die Komorowski's erhalten gleich hunderttausend Gulden und für den Rest Ländereien zum Pfand.

Nach dem Vergleich wird in der Oeffentlichkeit der Tod Gertrud Potocka's zugegeben. — Bald darauf heiratet Felix zum zweitenmal . . .

Den tragischen Roman der Gertrud Potocka schildert Kraszewski auf Grund von Dokumenten und Memoiren in der Erzählung: „Die Frau des Starost von Belz". — Malczewski nimmt das Schicksal Gertruds zum Vorwurf seiner epischen Dichtung „Maria", verlegt aber das Geschehnis in die Zeit der Kriege mit den Schweden. Die Dichtung ist 1825 erschienen und bildet ein herrliches Dokument des Byronismus in Polen. Felix als Graf Waclaw ist hier nicht der Schwächling, aber der Byronische Held.

„Und verfolgt vom Machtgespenst, hätt' auf dunklen Wegen
Heiligtümer selber nicht ich verschont mit Schlägen.
Nimmer liebt Herr Wojewod lange Scherz zu treiben,
Ist einmal gezückt das Schwert, muß gezückt es bleiben:
Dann auch deiner Väter Schloß hätte müssen rauchen,
Dann den Stahl in Feindesblut hätt' ich müssen tauchen.
Dir im Herzen wohnte Rauch, Schatten deiner Lieben —
Aber mich durch Blut und Glut hätt's zu dir getrieben." — —

Auch Slowacki bemühte sich, diese Begebenheiten voll Greuel „nach Möglichkeit zu idealisieren". Er knüpft im „Waclaw" an die Ermordung Gertruds an, erzählt den weiteren Lebensgang des Felix, doch sind hier die realen Vorgänge ganz in phantastischen aufgelöst.

In Wirklichkeit hat Felix sein Los nicht schwer und trüb genommen. Er zieht nach Tulczyn, läßt sich einen Palast bauen und ihn mit einer Inschrift zieren, daß der Palast immer Freien und Tugendhaften als Wohnung dienen möge. Dieser Mann mit dem Schicksal zeugt mit der zweiten Frau elf, mit der dritten fünf Kinder. Die dritte Frau ist die Griechin Sophie Czelicze, die seinetwegen von ihrem Manne, dem General de Witt, sich scheiden ließ. Graff hat ihr Bildnis gemalt, es befindet sich in der Berliner Nationalgalerie. — Felix umgibt Sophie mit Prunk, Märchen aus tausend und einer Nacht macht er wahr, läßt mit einem Kostenaufwand von zwanzig Millionen einen Garten für sie anlegen. Den Feengarten, der Sophiens Namen trägt, beschreibt Trembecki; auf diese Dichtung „Zofiówka" in der französischen Uebersetzung von Lagarde hatten die zum Wiener Kongreß versammelten Monarchen subskribiert.

Politisch ist Felix der Parteigänger Rußlands. Er tritt allen patriotischen Bestrebungen feindlich entgegen, bekämpft alle Versuche, die zu einer Reorganisation des Staates führen könnten. Die Konstitution des dritten Mai hat in ihm den gefährlichsten Gegner, er warnt in Wien, in Petersburg immer wieder vor den Gefahren der konstitutionellen Regierungsform. Felix wird auch zum Generalmarschall der Targowitscher Konföderation gewählt (Mai 1792), die Katharinas Hilfe anruft und den Einmarsch von hunderttausend russischen Soldaten herbeiführt. Aus einem Pamphlet, das unter dem Titel: „Bruchstück der Targowitscher Bibel oder Historia von der Schöpfung durch Felix Potocki," 1793 anonym deutsch erschienen ist und wahrscheinlich den Dichter Niemcewicz zum Verfasser hat, entnehmen wir folgende Stelle, die das Treiben von Felix geißelt.

„Und Felix sprach, ich werde kein Gesetz noch Verordnung geben und verkünden als die, welche ich von St. Petersburg erhalten werde."

„Was mir die Kaiserin zu tun befiehlt, das werde ich tun, und was sie mir verbietet, das werde ich demütig unterlassen."

„Und Felix sprach, das polnische Heer weiche dem russischen, und das russische besetze und erfülle das ganze polnische Land."

Als unmittelbare Folge muß man die zweite Teilung Polens ansehen.

Während des Kosciuszko-Aufstandes wird Felix als Vaterlandsverräter in contumaciam zum Tode durch den Strang verurteilt, seine Güter sollen konfisziert werden. Aber Katharina läßt Felix Schutz angedeihen, er kann auch fortan vierundzwanzig Städte, dreihundertsiebenundvierzig Dörfer sein eigen nennen. Er hinterläßt (1805) ein Vermögen von hundert Millionen. Sein ältester Sohn verspielt vierzig Millionen in Karten, ein anderer wird Generalmajor im russischen Heer. Seine Töchter haben sich mit Sapieha, Sanguszko, Branicki, Raczynski, Rzewuski und andere Magnaten verheiratet.

Es ist eine Zeit der Gegensätze. Ignaz Potocki, ein naher Verwandter von Felix, zeichnet sich durch patriotische Gesinnung, durch reformatorischen Willen aus. Er setzt sich für eine Verstärkung des polnischen Heeres ein, arbeitet mit an den Gesetzen zur Konstitution des dritten Mai. Wir sehen ihn in politischer Mission in Berlin, später im Nationalrat des aufständischen Polen. Als Warschau sich nicht mehr halten kann, übernimmt er die schwierige Mission eines Parlamentärs, aber Suworow will mit ihm als dem Vertreter einer ungesetzmäßigen Regierung nicht unterhandeln. Ignaz wird dann entgegen den Bedingungen der Kapitulation nach Rußland verschickt, dort jahrelang in Haft gehalten. Erst Paul I. läßt die Tore seines Gefängnisses öffnen. Den heimkehrenden Patrioten begrüßt und feiert der Dichter Kozmian in einer Ode. Aber bald wird die Tätigkeit des Ignaz wieder unterbrochen, er wird in Krakau in den Kerker geworfen. Auch andere Schicksalsschläge, den Verlust der einzigen Tochter und Verarmung, muß er tragen. — Die Errettung seines Vaterlandes, die Wiederherstellung des polnischen Reiches erhofft Ignaz von Napoleon. 1810 gibt er in Wien als Sprecher einer Deputation vor dem Kaiser den Wünschen seiner Nation Ausdruck. Einige Tage später stirbt er eines plötzlichen Todes. Sein Leichnam wird nach Polen überführt.

Beim Begräbnis in Wilanow gedenkt der Verdienste des Verstorbenen sein Bruder Stanislaus. Jacques Louis David, der „Beispiele von Heldentum und bürgerlichen Tugenden, die die Seele des Volkes elektrisieren und in ihm die Hingebung für das Wohl des Vaterlandes wecken", vorführen wollte, hat den Stanislaus Potocki gemalt.

In der Napoleonszeit ist Stanislaus der Repräsentationsmann. Er empfängt den Kaiser in Warschau, er wird in Tilsit mit der Ausarbeitung der Aenderungen zur Verfassung betraut, er in dem von Napoleon kreierten Großherzogtum Warschau zum Minister ernannt. Bignon nennt ihn in seinen Souvenirs d'un diplomate „einen sehr unterrichteten, von den besten Absichten geleiteten Mann", macht ihm aber Mangel an nötiger Energie zum Vorwurf. — Als nach dem mißglückten russischen Feldzug Napoleon sich am 10. Dezember 1812 einige Stunden in Warschau aufhält, konferiert er hier mit Stanislaus. Ueber die Unterredung teilt Anna Potocka mit: „Er (Napoleon) sprach, wie uns berichtet wurde, von den grausigen Unglücksfällen, ohne irgend etwas zu verheimlichen, räumte begangene Fehler unumwunden ein, machte Anspielungen auf das blinde Vertrauen, welches er in seinen Stern gesetzt habe, besprach die günstigen Chancen, die die Zukunft ihm bieten könnte, gab

dann ein kurzes Resümee der politischen Lage Europas, erwog in gedrängter Kürze mit großer Schärfe die Möglichkeit günstiger und ungünstiger Ereignisse und Umstände. Er munterte zu neuen Anstrengungen auf, er versprach schließlich, er werde an der Spitze einer neuen Armee zurückkehren: und — war auf und davon . . . Der verführerisch blendende Eindruck, den dieser außerordentliche Mensch auf seine Zuhörer auszuüben suchte, hatte sich wiederum betätigt, mein Schwiegerpapa, der uns doch ganz zerschmettert verlassen hatte, kehrte voller Hoffnung zurück — er war doch über das Alter hinaus, in welchem man sich Illusionen macht! Sein klarer, scharfer Verstand unterschied doch sonst genau Wahrheit und Täuschung."

Als Unterrichtsminister (unter Alexander) bemüht sich Stanislaus, die Bildung im Lande zu verbreiten und zu heben. Ihm hat Warschau 1818 die Universität, ihm das Land viele Mittel- und Elementarschulen zu verdanken. Die Konservativen hassen in Stanislaus den Liberalen, und er fällt, als die Reaktion zum Ruder kommt.

Stanislaus hat sich nicht nur politisch betätigt. „Mehrfache Reisen nach Italien hatten dazu beigetragen, die Liebe zum Schönen, die sozusagen einen sechsten Sinn bildet, in ihm zu fördern." Er schrieb ein dreibändiges Werk: „Von der Kunst der Alten oder der polnische Winckelmann" (Warschau 1815). Von seinen anderen Arbeiten sind zu nennen: „Ueber Beredsamkeit und Stil" (4 Bände) und „Lobreden, Reden und Abhandlungen" (in zwei Bänden).

Seine Schwiegertochter ist Anna Potocka, die Großnichte des letzten polnischen Königs.

Sie ist durch Memoiren, die die Zeit von 1794 bis 1820 umfassen, bekannt. — Anna weiß interessant von politischen Begebenheiten, von Napoleon, seinen Intimen und seinen Zeitgenossen zu berichten. Sie ist witzig, nie um eine Antwort verlegen. Einmal wurde sie zum Spieltisch Napoleons zu einer Whistpartie „kommandiert". Auf die Frage des Kaisers: um was sie spielen, antwortet sie: „um eine Stadt, Sire, eine Provinz, ein Königreich". — „Und wenn wir verlieren würden?" wendet Napoleon ein. — „Euere Majestät verfügen über so große Mittel, daß Sie vielleicht für mich zu zahlen geruhen werden," gibt sie geschickt zurück . . .

In ihren Memoiren überliefert Anna auch lächerliche Momente der heroischen Zeit, die Schwächen des Großen, die Aufgeblasenheit der Kleinen um ihn. Sie hat Distanz zu Menschen und Dingen, das Ganze der Größe wird bei ihr nicht gleich durch einen Zug der Schwachheit beeinträchtigt, sie komponiert ihn nur hinein; versteht, lächelt. — Sie ist wohl unterrichtet über Kunst und Literatur, hat viel gesehen, viel gelesen. Ueber die Lektüre von Chateaubriands „Génie du Christianisme" macht sie folgende feinsinnige Bemerkung: „Es gibt zwei Dinge, welche sich leider nicht miteinander verschmelzen lassen, nämlich: Moral und Phantasie. — Ich mache Mütter, welche ihren Töchtern diese religiöse Poesie zu lesen geben möchten, darauf aufmerksam. Der Autor zitiert in seinem Werk eine Stelle aus der ‚Nouvelle Héloise'. Julie klagt über die Leere in ihrem Herzen, nachdem sie alle Freuden des Lebens erschöpft hatte. Ich habe den Eindruck nie vergessen, den die Harmonie der Rousseauschen Gedanken in mir erweckt hatte, und durchblätterte das Buch, um die betreffende Stelle zu finden; als es geschehen, wurde mir traurig zumute, und ich versank in Träumereien. Herr de Chateaubriand hatte gewiß die beste Absicht, er wollte, daß das unbestimmte Bedürfnis, zu lieben,

Gott zugute käme — ich wiederhole das Zitat ist gefährlich für junge Mädchen von fünfzehn Jahren, es wirkt ganz anders, als der Autor hoffte."

Charakteristisch ist es für Anna Potocka, daß sie ihre Diamanten verkauft, um Marmor und Bronze zu erstehen. — Sie ist nicht bigott, was von einer Polin und Aristokratin viel zu besagen hat. Sie schreibt: „Das schöne Rom von heut ist das katholische Rom, es ist ein Luxusgegenstand der Gottheit! — Für eine arme Sünderin aber, welche lange Zeit in der Gesellschaft böser Heiden lebte, die für Augustus, für Mäcenas schwärmte, die Zuneigung für eine gewisse Julia, eine gewisse Livia zeigte, gibt es tausenderlei Enttäuschungen." Sie wagt sogar, über eine Täuschung bei der Prozession des Fronleichnahmsfestes zu berichten: „. . . Es folgte die gesamte Geistlichkeit Roms, Domherren, Bischöfe, Kardinäle in Purpur und Gold — endlich, unter weißem, in Gold reichgesticktem Baldachin, der Papst auf einem mit rotem Sammet ausgeschlagenen Tragestuhl. Er schien auf den Knien zu liegen, er hielt das Allerheiligste in der Hand . . . Es ist ein sonderbarer Gebrauch, daß man dem Papst bei der Zeremonie falsche Beine gibt, es soll aussehen, als ob er niedergekniet wäre: das lange weiße Gewand ist sorgfältig über den Sessel gelegt, auf welchem er sitzt, und zugleich über das Pult, auf welches er seine Arme stützt. Dieser Gebrauch ist um so seltsamer, als jede Täuschung, sowie der Zug sich nähert, verschwindet."

In zweiter Ehe — nach Scheidung der ersten — war Anna mit dem General Dunin-Wonsowicz, dem ehemaligen Adjutanten Napoleons, verheiratet. Sie lebte später in Paris. Ihr Salon in der Rue d'Astorg wird noch während des zweiten Kaiserreiches viel besucht. 1867 ist Anna Potocka-Wonsowicz neunzigjährig gestorben.

Noch anderen Potocki's begegnen wir in der Oeffentlichkeit. — Peter Potocki war in den Jahren 1789 bis 1791 Gesandter in Konstantinopel. Er war der letzte Gesandte, der Polen in der Türkei zu vertreten hatte. — Johannes Potocki nennt Mickiewicz in seinen Vorlesungen, die er über slavische Literatur im Collège de France gehalten hatte, „den größten und erhabensten von allen slavischen Historikern". Johannes hat nach dem Untergang Polens in historischen Untersuchungen über die Anfänge seines Vaterlandes Trost gesucht. — Wlodimir Potocki entreißt Mickiewicz der Vergessenheit. Im „Pan Thaddäus" erwähnt er, daß Wlodimir eine Million dem Nationalschatz überwiesen und dadurch die Franzosen in Erstaunen gesetzt habe. — Viele Mitglieder der Familie Potocki kämpften in Napoleonischen Reihen. Adam wurde für seine Tapferkeit mit dem Kreuz virtuti militari geehrt. Felix fiel im spanischen Feldzug. — Im Gegensatz zu diesen steht wiederum der General Stanislas Potocki, der in der Revolution 1831 als Anhänger Rußlands von den Aufständischen in Warschau getötet wurde.

Heinrich Potocki hat Sonette gedichtet und Goethes Sonett „Mächtiges Ueberraschen" ins Polnische übersetzt.

Klaudine Potocka war mit den Dichtern Mickiewicz und Garcznski befreundet. — Delphine Potocka wurde von Krasinski in seiner „Morgendämmerung" besungen, ihr hat Chopin das herrliche Konzert in F-Moll (Op. 21) gewidmet. Als Delphine den todkranken Meister besuchte, wurde sie von ihm gebeten, ihm vorzusingen. Da sang sie für ihn eine Arie aus Bellinis Beatrice di Tenda.

Im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts führen die Potocki's in Galizien. Alfred Potocki, der durch ein Jahr österreichischen Ministern präsidierte, war dann von 1875 bis 1883

Statthalter von Galizien. — Auch bei nichtpolitischen Aktionen konnte man einen Namen der Potocki'schen Familie öfters nennen hören, bei Spielaffären in Wien, Budapest, Paris. — Auf Rennbahnen laufen Pferde, die in Potocki'schen Ställen gezüchtet wurden. In Lancut, wo man einst „englischen Komfort mit französischem Geschmack zu vereinigen verstanden hatte", brennen jetzt Potocki's Schnaps. Beliebt ist die Branntwein- und Likörmarke aus der „Landesfabrik des Grafen Potocki".

Die Macht der Familie erreicht den Gipfel mit der Ernennung des Grafen Andreas Potocki zum Statthalter von Galizien. „Als also von ihm in Wien verlangt wurde, daß er die Regierung und Verantwortlichkeit übernehmen solle, mußte er wiederum verlangen, daß diese Regierung tatsächlich bestehen müsse. Er hat Bedingungen gestellt. Wir kennen sie nicht und sind nicht in der Lage, sie aufzuzählen, aber wir wissen, daß sie existiert haben, und daß sie ihm (natürlich in Abhängigkeit von der Zentralregierung) mehr Freiheit zuerkannten, als sie sonst Statthalter zu haben pflegen." Dies hebt Graf Stanislaus Tarnowski im Nachruf, den er dem Verstorbenen in der konservativen „Polnischen Rundschau" widmet, hervor. Freiheit das heißt Macht, und die Einschränkung „natürlich in Abhängigkeit von der Zentralregierung" nur in Parenthese (!). Tatsächlich sollte Potocki's Regierung sein, keine leere Form.

Graf Andreas Potocki war der ungekrönte König von Polen.

Verglichen mit seinen Vorgängern in Lemberg war Andreas Potocki kein Satrape, kein Kazike, aber: ein aufgeklärter Absolutist. Sein Nachfolger, „noch nicht Graf" Bobrzynski ist ein unaufgeklärter.

Andreas Potocki wurde am 13. April dieses Jahres von Siczynski, einem jungen ruthenischen Studenten, ermordet. Der Jüngling wähnte durch die Tat die Unterdrückung seiner Nation zu rächen. Man kann die Tat nicht billigen, die Motive der Tat darf man nicht außer acht lassen. Björnson, das liberale Gewissen Europas, wurde ob der Knechtung des ruthenischen Volkes monatelang vor dieser Verzweiflungstat unruhig. Sienkiewicz hat zwar Björnson einreden wollen, es wäre die Stimme des Satans, die ihn versuche. Ist denn Sienkiewicz nicht Partei? Hat er nicht erst vor kurzem behauptet, der Hungerstreik der wegen der Demonstrationen an der Lemberger Universität verhafteten ruthenischen Studenten wäre nur eine Komödie gewesen? Daß die Hungernden in Wirklichkeit Braten und Wein sich schmecken ließen? Wurde der so gut unterrichtete Sienkiewicz wegen des ehrekränkenden Anwurfs von einem Wiener Gericht nicht zu 300 Kronen Strafe und zur Tragung der Kosten verurteilt?

Die ruthenische Frage wird man aufwerfen, erwägen müssen. Für die Rechte eines Volkes gilt es einzutreten, das von einem anderen sich bedrückt fühlt. Und wenn es sich auch nur bedrückt glauben sollte. Die polnischen Unterdrücker in Galizien protestieren gegen die Unterdrückung der polnischen Nationalität in Preußen, in Rußland. Es gibt kein doppeltes Recht. Das muß klar, deutlich, ohne Umschweife den Herren, die in Lemberg regieren, gesagt werden. — Ins Wörterbuch der deutschen Sprache von Duden (siebente Auflage, 1903) sind aufgenommen: der Finne, der Serbe, der Kroate, der Mazedonier, der Javaner. — Der Ruthene fehlt. Er muß ins europäische Bewußtsein kommen.

Im April wurde Potocki ermordet, im Mai diesmal in Czernichow fünf Ruthenen. Nimmt es dann wunder, wenn die Ruthenen glauben, daß die Schärfe neugeschliffener Bajonette, die Güte neueingeführter Gewehre zuerst an ihren Bauern erprobt würden?

Graf Tarnowski freut sich, daß der Mörder Potocki's wenigstens kein Pole sei. Er müßte sich auch freuen, wenn die Richter dieses Mörders keine Polen sein würden. Niemand soll in eigener Sache Richter sein. Aber die Beschwerde wegen Befangenheit eines polnischen Gerichtshofs, die Bitte um die Ueberweisung des Prozesses vor ein Wiener Gericht wurde auf Betreiben der politischen Freunde des Grafen Tarnowski abgelehnt. — Frau Dobrodzicka, die man wegen des Bombenwurfs gegen den russischen General Skalon angeklagt und vor einen polnischen Gerichtshof in Galizien gestellt hatte, wurde freigesprochen. Obwohl sie die Tat zugegeben hatte. Werden die polnischen Richter die Motive, die sie in diesem Falle erkannt und berücksichtigt haben, auch im Falle des Ruthenen Siczynski zu erkennen und zu berücksichtigen suchen?

Mit der Nachricht vom Termin des Prozesses Siczynski brachte die Presse die Meldung, daß die Nachkommen des Andreas Potocki nächstens in den Fürstenstand erhoben werden sollen.

So würde in der Familienchronik der Potocki ein neuer Abschnitt, der der Fürsten, beginnen.

Wir aber möchten den Richtern in Lemberg, die vielleicht in Versuchung kommen könnten, die Ermordung des Mitglieds einer alten Magnatenfamilie strenger zu beurteilen, in ihren Beratungssaal § 456 aus dem Nietzsche-Kodex „Menschliches, Allzumenschliches" mitgeben.

Der Paragraph lautet:

„Ahnenstolz. — Auf eine ununterbrochene Reihe guter Ahnen bis zum Vater herauf darf man mit Recht stolz sein — nicht aber auf die Reihe; denn diese hat jeder. Die Herkunft von guten Ahnen macht den echten Geburtsadel aus; eine einzige Unterbrechung in jener Kette, ein böser Vorfahr also, hebt den Geburtsadel auf. Man soll jeden, welcher von seinem Adel redet, fragen: hast du keinen gewalttätigen, habsüchtigen, ausschweifenden, boshaften, grausamen Menschen unter deinen Vorfahren? Kann er darauf mit gutem Wissen und Gewissen mit Nein antworten, so bewerbe man sich um seine Freundschaft."

Man könnte nur einwenden, daß der Paragraph „einem Buch für freie Geister" entnommen ist.

Die deutsche Presse und die Madjaren!

Von Dr. Viktor Mesch.

In den „Briefen an den deutschen Kronprinzen" hatte Goldbeck von einer tiefen und dauernden Verstimmung Ungarns gegen Deutschland gesprochen. Der ungarische Ministerialrat Josef Vészy glaubte „der politischen Wahrheit einen Dienst zu erweisen, wenn er in bezug auf die Stellung Ungarns zum Dreibunde einige neue und vielleicht sogar überraschende Gesichtspunkte" dem Verfasser der „Briefe" aufdeckte.

Seine Enthüllungen sind wirklich überraschend gewesen; denn es ist in hohem Maße überraschend, wenn Herr Vészy für die Verstimmung zwischen Ungarn und dem unoffiziellen Deutschland die deutsche Presse als Sündenbock hinstellen will, wenn er, um für das Madjarentum eine Lanze zu brechen, die politische Wahrheit entstellt und von der Lage und den Verhältnissen der Nationalitäten Ungarns, insbesondere von denen der deutschen, wie von einem Eldorado spricht, wo doch die Deutschen Ungarns einen verzweifelten Kampf um ihre nationale Existenz kämpfen müssen! Wir wollen die Wahrheit feststellen: die Schuld daran, daß der politische Kredit Ungarns in den

letzten Jahren eingeschränkt wurde, daß man, unbekümmert um alle Entrüstungsrufe, mit eiserner Hand über eine stolze Nation zu Gerichte sitzt, trifft nicht das Ausland, auch nicht die deutsche Presse, sondern sie trifft einzig und allein die Madjaren! Es ist eine doppelte Schuld, auf die hin wir die Madjaren anklagen: die Schuld durch Forderung eines selbständigen nationalen Heeres die Großmachtstellung Oesterreich-Ungarns zu gefährden und die Schuld der gewaltsamen Madjarisierung der ungarländischen Nationalitäten. Die Richtigkeit dieser beiden Thesen und somit auch die Richtigkeit der Angriffstaktik der deutschen Presse wollen wir mit den nachfolgenden Ausführungen beweisen.

Wenn auch die offizielle politische Leitung des Deutschen Reiches in die Entwickelung Oesterreich-Ungarns nicht eingreifen kann, ohne mit den Bestimmungen des internationalen Völkerrechtes in Kollision zu geraten, so kann es der deutschen Reichsregierung mit Rücksicht auf den Dreibund und seine Wirksamkeit doch nicht einerlei sein, wie die Militärfrage in dem befreundeten Nachbarstaate gelöst wird. Ob die Madjaren ihren Separationsbestrebungen gemäß eine eigene Armee mit madjarischer Kommandosprache bekommen oder nicht, das ist nicht nur ein innerpolitisches Problem Oesterreich-Ungarns, sondern es ist ein Problem, das die europäische Politik und die Gruppierung der Machtverhältnisse des Kontinents auf das engste berührt. Eine einheitliche und starke österreichisch-ungarische Armee hat im Falle einer ernsten politischen Komplikation ein gewichtiges Wort mitzusprechen; eine solche Armee bietet Deutschland einen Bundesgenossen, mit dem man auch großen Gefahren unerschrocken und mutig begegnen kann. Die Zweiteilung der österreichisch-ungarischen Armee aber bedeutet eine Schwächung der politischen und militärischen Macht des verbündeten Staates und somit auch eine Schwächung und Entwertung des Dreibundes und seiner Politik.

Das ist der eine Gesichtspunkt, der die deutsche Presse in ihrer journalistischen Campagne gegen Ungarn leitet, und ich glaube, es ist ein Gesichtspunkt von Wert. Das andere Motiv, das besonders für die nationale Presse Deutschlands bestimmend ist, entspricht dem deutschnationalen Gedanken.

Leider hat die Natur den Deutschen allzu nüchtern in die Welt gesetzt; ihm fehlt es an jenem überströmenden und in seiner Leidenschaftlichkeit oft imponierenden nationalen Temperamente, das den romanischen Typus so besonders kennzeichnet. Aber wenn auch die Geduld des Deutschen lang ist, es gibt doch eine Grenze, wo der Faden reißt, wo der Deutsche erwacht und donnernd mit der Faust auf den Tisch schlägt. Das Deutschtum umfaßt nicht nur 60 Millionen des Deutschen Reiches, sondern es umfaßt auch jene übrigen ungezählten Millionen, die auf dem ganzen Erdball verstreut, die deutsche Sprache sprechen, von der deutschen Kultur leben und sich freudig zu jener Volksgemeinschaft bekennen, die einen Goethe und Bismarck zeugen konnte. Und diese Deutschen des Auslandes in ihrer nationalen Entwickelung zu erhalten und zu fördern, ist eine heilige Pflicht der deutschen Presse. Nicht große, politische Momente allein sind bei dieser Erwägung maß- und richtunggebend; auch die Gesetze der Sittlichkeit und der nationalen Moral haben ihre Verkünder, und ein solcher Verkünder ist und muß auch die deutsche Presse sein. Vor den Schranken des madjarischen Chauvinismus, der die Hälfte der Bewohner Ungarns zu Madjaren machen, der auch die $2^1/_2$ Millionen deutscher Bürger dem erträumten madjarischen Nationalstaate opfern will, darf der Kämpfer des Deutschtums aus falscher Sentimentalität und eingeschüchtert durch nichtige Drohungen (Gefährdung des Dreibundes usw.) nicht Halt machen.

Wir erwarten die Lösung der Nationalitätenfrage in Ungarn nicht von einem politischen Akte Deutschlands, aber die moralische Unterstützung und Hilfeleistung jenen bedrängten Bluts- und Stammgenossen gegenüber ist ein sittliches Gebot, dem das deutsche Mutterland unbedingt Folge leisten muß!

Und nun wollen wir die Ausführungen des Herrn Bészy einmal kritisch näher ins Auge fassen. Ja! Die deutschen Publizisten mögen nur nach Ungarn ziehen und die Ver-

hältnisse an Ort und Stelle studieren, — wie es der Verfasser des Artikels im „Morgen“ so sehnlich wünscht —; sie werden gewiß nicht „mit Entsetzen wahrnehmen, wie schmählich die Leichtgläubigkeit der deutschen Oeffentlichkeit hintergangen worden ist“, sondern sie werden, und dafür verbürge ich mich, erkennen, daß die von ihnen verfochtenen Ansichten und Prinzipien von der Wirklichkeit und der Wucht der Tatsachen vollinhaltlich bestätigt werden, daß alle Madjaren, ohne Unterschied der Partei und der sozialen Stellung, an der Verwirklichung des Phantoms eines madjarischen Nationalstaates Tag um Tag und Stunde um Stunde unermüdlich arbeiten. Doch diese Arbeit ist eine vergebliche; denn es ist nach allen Erfahrungen, die wir aus der Geschichte schöpfen können, ein Ding der Unmöglichkeit, daß neun Millionen Menschen von anderen neun Millionen durch Gesetze und Ministerialverordnungen assimiliert werden. Das ist eben der Irrtum und das Wahngebilde des Madjarentums, daß es für möglich hält, was nach aller menschlicher Logik unmöglich ist, daß es, indem es einer leeren Phrase nachjagt, die Nationalitäten Ungarns die Lebensverhältnisse unerträglich macht, daß man die kulturelle und wirtschaftliche Entwickelung dieses Staates aufs Spiel setzt, um einem fast krankhaften politisch-nationalen Ehrgeiz zu genügen.

Allerdings, wenn man in diese Dinge einen Einblick gewinnen will, dann darf man sich nicht der Führung eines königlich ungarischen Ministerialrates anvertrauen, sondern man muß sich von einem weniger Befangenen einige Lektionen über ungarische Nationalitätenpolitik geben lassen. Und man wird dann erstaunen, wie wenig die Erörterungen und Schlüsse des Herrn Béfzy der Wahrheit entsprechen. Man wird sehen, daß es den in Ofen-Pest lebenden 150 000 Deutschen trotz eifrigstem Bemühen bis auf den heutigen Tag nicht gelungen ist, bei der ungarischen Regierung die Errichtung einer deutschen Schule durchzusetzen, wo doch in allen größeren Städten der Welt die deutschen Kinder in ihrer deutschen Muttersprache unterrichtet und aufgezogen werden. Man wird sich dann davon überzeugen können, daß sich rund um die ungarische Hauptstadt wohl ein Kranz von deutschen Ortschaften befindet, daß aber seine Einwohner zum größten Teile madjarisiert worden sind, daß sie ihr deutsches Nationalbewußtsein fast ganz eingebüßt haben und daß sie ihre Kinder in madjarische Schulen schicken müssen.

Und was die Verhandlungssprache in der öffentlichen Verwaltung deutscher Gemeinden anbetrifft, so genügt es darauf hinzuweisen, daß, wo die deutsche Protokollsprache von deutschen Bürgern verlangt wurde, die ungarische Regierung für diese gesetzesmäßigen Wünsche kein Ohr hatte, und der Minister des Innern Graf Andrassy hat bis auf den heutigen Tag nicht den Mut gehabt, auf die diesbezüglichen Interpellationen im ungarischen Reichstage die Antwort zu finden. Dies ist die Deutschenliebe der Madjaren! Und werden die Volksversammlungen jener Deutschen in Südungarn, die man unter dem Namen der Banater Schwaben kennt, nicht immer wieder und wieder verboten?! Wittert man nicht überall, in jedem Zeitungsartikel, in jeder Rede das Verbrechen der Agitation gegen den ungarischen Staat; werden nicht brave deutsche Männer zu schweren Geld- und Freiheitsstrafen verurteilt, weil sie den Mut fanden, ihr Deutschtum frei und offen zu bekennen?! Ist dies die Deutschenliebe in Ungarn, dies die Achtung vor deutscher Kultur, die man mit hochfliegenden Worten dem Auslande verkündet?! Wahrlich, es gehört eine große Unverfrorenheit dazu, um angesichts solcher Tatsachen, in einer deutschen Kulturzeitung, in einem derartigen Tone von der Nationalitätenpolitik Ungarns zu sprechen, wie es Herr Béfzy getan hat.

Nicht „14000 Volksschulen sind in Ungarn, von denen in 7500 die ungarische Sprache nur als ein Lehrgegenstand wie Rechnen oder Geographie gelehrt wird“, sondern — und ich berufe mich hier auf eine vor wenigen Tagen vom Kultus- und Unterrichtsminister Apponyi im ungarischen Parlamente gehaltene Rede — 16 500 Volksschulen, von welchen etwa 3600 nichtmadjarisch sind!!

„Aber der deutsche Publizist ist damit noch lange nicht an der Grenze des für ihn Ueberraschenden angelangt" (Bészy). Ungarn bekam im Vorjahre ein neues Volksschulgesetz. Unter dem Vorwande, die Gehälter der Volksschullehrer zu erhöhen, wurde mit diesem Gesetze der Madjarisierungspolitik die Krone aufgesetzt, wurde die gesetzlich verbürgte Autonomie und Selbstverwaltung der Konfessionen vernichtet und ihnen das Recht genommen, die Unterrichtssprache in ihren Schulen selbst zu bestimmen! Denn, so heißt es in diesem Gesetze: „Wenn die Zahl der Zöglinge mit madjarischer Muttersprache 20 erreicht oder von sämtlichen (in einer Volksschule) eingeschriebenen Zöglingen 20 v. H. ausmacht, ist für diese die madjarische Sprache als Unterrichtssprache zu benutzen."

„In den Wiederholungskursen sämtlicher Elementarvolksschulen, — die Wiederholungskurse besuchen die Schüler von ihrem 12.—15. Lebensjahre — ist die Unterrichtssprache die madjarische." „In allen den Volksschulanstalten, in denen die Staatssprache (d. i. die madjarische Sprache) als alleinige Lehrsprache eingeführt ist, kann dieser Zustand nicht mehr geändert werden."

„In den Lehrsälen der Volksschulen sind Wandbilder aus der ungarischen Geschichte anzuwenden;" zwar gestattet man auch die Verwendung der „Bildnisse der kirchlichen Oberhäupter der betreffenden Konfession, religiöser Embleme, religiöser Bilder und der zum Unterricht notwendigen Lehrmittel, diese dürfen jedoch keine Beziehung auf fremde Geschichte und Geographie enthalten und nur vaterländische Erzeugnisse sein!" Und in dieser Tonart weiter durch 38 Paragraphen! Ist das Kulturarbeit?!"

Soll ich noch von den „Dutzenden von Millionen" sprechen, die der ungarische Staat opfert, damit den anderssprachigen Nationalitäten in Schule und Kirche eine Pflegestätte ihrer sprachlichen Eigenart erhalten werde? Ich glaube, es ist kaum nötig, denn Herr Bészy hat die Millionen durch ein Vergrößerungsglas angesehen. Ja, die Gehaltsbezüge der konfessionellen Lehrer werden aus Staatsmitteln auf das gesetzlich vorgeschriebene Minimum allerdings ergänzt, aber nicht ohne weiteres, nicht ohne eine neuerliche Einschränkung der Selbstbestimmungsrechte des Schülerhalters, nicht ohne Gefährdung des nationalen Charakters der betreffenden Schule! Man hat in Ungarn vergessen, daß Recht unter allen Umständen Recht bleiben muß, man verschließt sich konsequent der unwiderleglichen Wahrheit, daß man das Recht auch dann anerkennen muß, wenn es für eine andere Nation und nicht bloß für die eigene spricht.

Und was Herr Bészy vom Innerminister, dem Grafen Julius Andrassy, sagt, daß er erst kürzlich den Beschluß der Oedenburger Stadtverordneten, wonach die Referate der städtischen Beamten auch in deutscher Sprache zu erstatten seien, gutgeheißen habe, so ist das insoweit wahr. Aber der Minister hat hier nur getan, was das ungarische Nationalitätengesetz mit klaren und unzweifelhaften Worten von jedem ehrlichen Staatsmanne verlangt, nämlich die Durchführung der bestehenden Gesetze! Doch der Graf Andrassy hat es hierbei nicht bewenden lassen. Auf das Drängen und die Wutausbrüche der madjarischen Chauvinisten mußte er im ungarischen Abgeordnetenhause hoch und heilig erklären, daß aus diesem Erlaß für die Zukunft kein Präzedenzfall konstruiert werden dürfte. Das spricht Bände!

Zum Schlusse ein paar Worte über die Siebenbürger Sachsen. Von den politischen Führern dieses tapfern Kolonistenvolkes wird heute eine Interessengemeinschaft mit dem Madjarentum betont; das heißt aber nicht, daß die Sachsen sich innerlich zum Madjarentum hingezogen fühlen, daß sie für dieses freundschaftliche Neigungen verspüren, sondern das heißt nur soviel, in schlechten Lebensverhältnissen durch politische Taktik wenigstens so viel vor der Madjarisierungswut zu retten, als zu retten überhaupt möglich ist. Doch dies ist nur die Ansicht der Führer; Tatsache ist, daß das sächsische Volk heute mit der regierungsfreundlichen Politik seiner Abgeordneten immer unzufriedener wird, daß man einen neuen nationaleren politischen

Kurs verlangt, denn die wenigen Erfolge der heutigen Taktik bieten für die teilweise nationale Erschlaffung dieses durch und durch deutschen Volkes nicht im entferntesten ein Aequivalent!

Doch ich will nicht weiter anklagen.

Wenn einmal die Madjaren eine andere Nationalitätenpolitik machen, wenn sie die Deutschen Ungarns anders behandeln wollten, als sie es heute tun, dann, aber auch nur dann hätten sie ein Recht darauf, in Deutschland das Wort zu ergreifen und die deutsche Presse vor das Tribunal zu fordern. Solange dies aber nicht der Fall ist, solange es gilt, die deutschen Eichen Ungarns vor den Axthieben der Madjarisierungspolitik zu schützen, solange muß die deutsche Presse und das große deutsche Volk auf der Wacht stehen und Jahrhunderte alte deutsche Kulturarbeit vor dem Untergange bewahren.

Offener Brief an den Schriftleiter Herrn Dr. Artur Landsberger.*)

Sehr geehrter Herr Doktor!

In Ihrem Abwehrartikel in der vorigen Nummer fordern Sie mit sehr erregten Worten, daß ich mich noch einmal in unserer leidigen Affäre öffentlich äußern soll. Obwohl mir, wie Sie sich denken können, persönlich daran gelegen ist, endlich die Sache los zu sein, und obwohl ich auch der Ansicht bin, daß das Publikum genügend mit den Quisquilien eines persönlichen Streites geödet worden ist**), so willfahre ich doch Ihrem Wunsche, vor allem, um den Anschein nicht aufkommen zu lassen, als hätte ich mit meiner Erklärung in der „Zukunft" Ihnen selbst irgendeinen ehrenrührigen Vorwurf machen wollen. Nichts lag mir ferner, wie ich gern ausdrücklich feststelle. Wie ich denn aus unserem Konflikt auch jetzt noch gern alles Persönliche ausschalten möchte. (Ich nehme an, daß das auch Ihrem Sinne im Grunde entspricht, und daß Sie nur in einem Augenblick begreiflicher Gereiztheit selbst häßliche Worte über mich gesagt und einen sachlich so nichtssagenden Schimpfartikel wie den des Herrn Professor Biermer im „Morgen" ***), den Sie noch immer von mir „begründet" sein lassen, veröffentlicht haben. Wie ich Sie kenne, tut Ihnen beides längst leid. Also: passons là-dessus.)

In Wahrheit handelt es sich um einen aus der Eigentümlichkeit der Sachlage erwachsenen Konflikt, an dem wir beide persönlich ganz unschuldig sind.

Der Kern Ihrer Vorwürfe, die Sie mir machen, ist der: ich hätte nicht sagen dürfen, daß ich „zu Unrecht" als Herausgeber des „Morgen" genannt sei. (Den übrigen Inhalt meiner Erklärung bezeichnen Sie als „Gerede"; er hat also für Sie keine Bedeutung, obzwar er mir und wohl den meisten Lesern als der wichtigere Teil erschienen ist.)

Zum Beweise, daß ich nicht „zu Unrecht" als Herausgeber genannt sei, führen Sie einige Paragraphen unseres Vertrages an. Nun, Herr Doktor: als Sie dieses Dokument zur Hand nahmen, da ist Ihnen wahrscheinlich zum deutlichen Bewußtsein gekommen, wie außerordentlich dürftig dieser ganze Vertrag ist, der meiner Erinnerung nach kaum eine geschriebene Seite füllt. Und Sie haben ganz sicherlich gefühlt, daß so ein paar Worte in einem Falle wie dem unsrigen gar keinen andern Sinn haben können als den: eine Beziehung formell zu sanktionieren, die im übrigen sich ganz und gar durch gegenseitiges Einverständnis

*) Wir veröffentlichen diesen Brief, der lediglich ein langes Zugeständnis ist und einer Antwort nicht bedarf. — **) Ging er von uns aus? — ***) Professor Biermers Arbeit war weder nichtssagend noch ein Schimpfartikel.

und Uebereinkommen regeln, ja ich möchte sagen, im Laufe der Zeit erst herausbilden muß. Wir beide haben, als wir den Vertrag schlossen, an die Möglichkeit einer solchen freundschaftlichen Verständigung geglaubt und haben ganz gewiß beide nicht die paar Vertragsparagraphen als eine feste Basis für unser Zusammenarbeiten angesehen.

Was besagen denn im Grunde die Vertragsbestimmungen? Zweifellos, daß Sie wie ich wünschten: ich solle als einer der Herausgeber genannt werden. (Ob an erster Stelle, darüber haben wir nie gesprochen. Meine Frage, die Sie im Sinn haben, bezog sich darauf: ob ich in gleicher Eigenschaft wie die andern Herrn genannt werden sollte. Erst viel später teilten Sie mir aus freien Stücken mit: Sie hätten mich an die erste Stelle placiert, mit der Motivierung: Die Sozialwissenschaft sei doch im Grunde wichtiger wie die Musik! Erinnern Sie sich?)

Also dieses Ihr formelles Recht, mich als Herausgeber zu nennen, ist außer Frage, ist auch von mir nie, auch nicht in meiner Erklärung angezweifelt worden. Uneinigkeit bestand und besteht zwischen uns nur darüber, was unter einem „Herausgeber" zu verstehen sei, welche Funktionen er zu erfüllen habe. Und darüber enthält unser großartiger Vertrag leider gar nichts: bis auf eine gleich zu erwähnende Bemerkung.

Wenn ich also sagte: ich sei „zu Unrecht" als Herausgeber genannt worden, so konnte das nur den Sinn haben: ich hätte nicht die Möglichkeit gehabt, die Funktionen eines Herausgebers auszuüben. Wobei ich gern wieder zugebe, daß ich mir die eigentümliche Stellung des „Herausgebers" einer Wochenschrift anfangs längst nicht so klar gemacht habe, wie sie sich heute mir eingeprägt hat.

Wovon wir beide ausgingen, war der Gedanke einer Teilung der Gebiete unter die verschiedenen Herausgeber, und daß jeder nur für sein Gebiet verantwortlich sein solle. Ich glaubte diese Verantwortlichkeit damit genügend fundiert, daß ich mir ein Veto gegen die Aufnahme von Aufsätzen vorbehielt, die in „mein Fach" schlugen. Die Erfahrung hat mich gelehrt, daß mir das in zwiefacher Richtung unzureichende Garantien bot.

Erstens hatte ich nicht vorgesehen, daß Sie keine Aufsätze veröffentlichen durften, von deren Existenz ich gar nichts wußte. Ich konnte natürlich nur ein Veto einlegen gegen Beiträge, die ich gesehen hatte, von denen Sie mir Mitteilung gemacht hatten. Sie haben aber oft genug Artikel gebracht, von denen ich erst erfuhr, wenn ich sie gedruckt sah. Denken Sie an Podbielski, Carnegie, Wolzogen (der sein munteres Rößlein auch mal auf sozialem Gebiete getummelt hat).

Zweitens erwies sich die Abgrenzung für das von mir vertretene Gebiet zweifellos als unausführbar. Es gibt da so viel verwandte Gebiete — ich nenne nur das der Politik —, für die man mich verantwortlich glaubte, und auf denen ich selbst die, wie wir eben sahen, recht begrenzte Verantwortlichkeit Ihrer eigenen Absicht gemäß nicht haben sollte . . .

Ich gehe nun aber einen Schritt weiter. Auch wenn eine Abgrenzung der Herausgeberdepartements, wie Sie sie im Sinn hatten (und wie sie für andere Gebiete, z. B. Musik, wohl denkbar wäre), durchführbar sein sollte: sie würde keinen Sinn haben. Deshalb nicht, weil wir doch ohne allen Zweifel (wie ich jetzt nach einer schweren Prüfungszeit mit Deutlichkeit erkenne) mit dem Worte und Begriffe des ausdrücklich als solchen bezeichneten „Herausgebers" einer Zeitschrift den Gedanken verbinden: daß dieser Mann auch auf die Gesamthaltung des Blattes Einfluß haben müsse.

Ob ein Blatt so eigenartig gefärbte politische Artikel bringt, wie es der „Morgen“ tat; ob es ein Literaturgenre wie die Bristolbriefe pflegen solle; ob es eine Sympathiekundgebung für eine so prononzierte Persönlichkeit wie Harden veranstalten solle; ob es einen so gehässigen Angriff auf einen Mann wie den Grafen Moltke machen solle; ob es geschäftliche Reklameartikel als Textaufsätze abdrucken solle (Cardang-Kuppelung!); ob es für seine Propaganda Vorträge veranstalten solle und tausend andere Dinge, die der „Morgen“ in diesem Jahre getan hat, dürften meines Erachtens nicht geschehen, ohne daß die „Herausgeber“ des Blattes auch nur mit einem Worte vorher davon verständigt und auch nur um ihre Ansicht gefragt wären. Fragen Sie, wen Sie wollen, Herr Doktor: er wird Ihnen antworten, daß meine Auffassung zum mindesten die übliche sei. Die unzähligen Ansprachen und Anschreiben, die mir im Laufe des Jahres aus irgendeinem Anlaß als dem „Herausgeber“ zugegangen sind, beweisen mir zur Genüge, daß ich recht habe: man versteht in der deutschen Sprache unter einem Herausgeber (auch Teilherausgeber) einer Zeitschrift einen Mann, der auf Tendenz, Gestaltung, Haltung des Blattes Einfluß hat. Diesen Standpunkt habe ich von Anfang an Ihnen gegenüber vertreten. Und da Sie diesen Einfluß den von Ihnen engagierten Herausgebern nicht einräumen wollten, so habe ich immer und immer wieder gebeten: streichen Sie mich als Herausgeber auf dem Titel. Immer und immer wieder. Endlich, nach langen Monaten, haben Sie nachgegeben: jetzt stehen wir nur noch als „Begründer“ da (was wir meines Erachtens noch viel weniger sind: denn ich wenigstens habe zur „Begründung“ des „Morgen“ auch nicht das allergeringste beigetragen: ich bin durchaus vor das fait accompli einer fertigen Zeitschrift gestellt worden).

Haben Sie, Herr Doktor, nicht selbst durch die endliche Streichung unserer Namen als „Herausgeber“ stillschweigend zugegeben, daß wir vorher „zu Unrecht“ als Herausgeber genannt waren?

Ich wiederhole noch einmal: eine Schuld trifft Sie nicht. Sie haben sich bona fide gedacht: es ginge, einige namhafte Männer als Herausgeber anzustellen, ohne ihnen Herausgeberfunktionen (im landesüblichen Sinne) zu geben, selbst aber nicht etwa beauftragter Redakteur, sondern der wahre Herausgeber zu sein. Wie die Erfahrung lehrt, ging es in meinem Falle nicht. Und zwar kam die Unhaltbarkeit der Lage gerade in unsern Beziehungen zum Austrag, weil wir in der Sachauffassung von dem, was der „Morgen“ sein sollte, zu sehr voneinander abwichen. Auch das konnten wir, als wir vor Jahr und Tag zusammenkamen, noch nicht wissen.

Grund zur persönlichen Verstimmung liegt nicht vor. Wir können ohne alle Gereiztheit auseinandergehen und froh sein, eine Beziehung gelöst zu haben, aus der uns beiden so außerordentlich viel Aerger und Verdruß erwachsen sind.

Mit der Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung verbleibe ich, Herr Doktor,

Ihr sehr ergebener Werner Sombart.

Erinnerungen.*) Von Georg Brandes.

(Autorisierte Uebersetzung.)

IX.

Außer Mommsen lernte ich im Berliner Gesellschaftsleben noch einen anderen alten dänenfeindlichen Schleswiger kennen: den Politiker und Universitätsprofessor Karl Beseler. Während meiner ganzen Jugendzeit hatte ich in Dänemark den

*) Siehe „Morgen“, Heft 23/24 und 26.

Namen Beseler verwünschen gehört, so daß ich nicht ohne einige Gemütsbewegung dem Träger dieses Namens eines Tages von Angesicht zu Angesicht gegenüberstand. Es war jedoch hauptsächlich der Bruder Wilhelm Hartwig, gegen den sich die Erbitterung in Dänemark richtete, da er gemeinsam mit dem Herzog von Augustenburg für die Losreißung der Herzogtümer gearbeitet hatte, und im Jahre 1848 zum Präsidenten ihrer provisorischen Regierung ernannt worden war. (In C. F. Wegeners Buch „Ueber das Verhältnis des Herzogs von Augustenburg zum Holsteinischen Aufruhr" wird er deshalb auch nur in ungünstiger Weise erwähnt.)

Doch gegen Karl Beseler war Dänemark eigentlich angriffsweise vorgegangen. Als er 1831, 22 Jahre alt, sich als Advokat in Kiel niederlassen wollte, wurde ihm dies verwehrt, weil er sich weigerte, den Huldigungseid für den König von Dänemark abzulegen, und ebenso wurde es ihm untersagt, sich um die Dozentenwürde an der Universität Kiel zu bewerben. Er ging nach Deutschland und wurde dort ein Jurist ersten Ranges, der von 1859 ab Professor an der Universität Berlin war. 1848 war er in die deutsche Nationalversammlung gewählt worden und als ein Hauptführer des rechten Zentrums Mitglied der Deputation gewesen, die dem Könige von Preußen die deutsche Kaiserkrone anbot. Er hatte damals gewünscht, daß Deutschlands Einheit in gesetzmäßiger Weise zustande käme; jetzt, da sie erreicht worden, war er Mitglied des deutschen Herrenhauses.

Beseler war ein prächtiger Mann, angenehm durch Milde und Feinheit. Er gedachte mit einem leisen Lächeln seiner jugendlichen Weigerung, Friedrich VI. zu huldigen. Für mich war die Berührung mit ihm nur insofern lehrreich, als sie mir von neuem die Unabhängigkeit der grundmenschlichen Werte von politischen Anschauungen zeigte. Unwillkürlich hatte ich seit meiner Kindheit mit dem Namen Beseler, der eine Zeitlang in Kopenhagen der bestgehaßte gewesen, eine Vorstellung von Falschheit und Verrat verbunden. Jetzt war dieser stolze, klare und feine Mann ein Beseler; ich mußte mir unwillkürlich den Bruder als einen Mann von ähnlichem Gusse vorstellen.

X.

Auch einen Freund Dänemarks lernte ich indessen kennen, von öffentlichen Persönlichkeiten vielleicht der einzige in Berlin. Es war Heinrich Kruse, der als Chefredakteur der Kölnischen Zeitung in der Hauptstadt lebte und jeden Tag mittels seines eigenen Telegraphendrahts seine Artikel an sein Blatt schickte. Er war ein merkwürdiger Mann, kräftig gebaut, breitschultrig, kenntnisreich, selbständig, der oft für Dänemark eingetreten und überhaupt mit Geschichte und Kultur des skandinavischen Nordens gründlich vertraut war. Er wußte Tegnér ziemlich auswendig.

Heinrich Kruse war einer der selbstbewußtesten Männer, keinen Augenblick schien er daran zu zweifeln, daß seine Anschauung die allein richtige sei. Er hegte als Politiker großen Unwillen gegen Bismarck. Ihm galt Bismarck als ein politischer

Schwindler. Er behauptete, den Kanzler sagen gehört zu haben: „Merkwürdig; je älter man wird, desto schwerer fällt einem das Lügen", und er fügte sarkastisch hinzu: „Wenn das der Fall ist, hat er sich merkwürdig jung gehalten."

Kruse führte mich in seine Familie ein, und ich lernte des stolzen Mannes ebenso stolze Frau kennen, mustergültig als Tochter, Gattin und Mutter. Sie trug ihren Kopf so hoch, wie St.-Just den seinen trug, und war doch im Innern weich. Es bereitete ihr Kummer, daß ihr heißgeliebter Sohn, der als Kavallerist einberufen worden war, so sehr selten ihre Briefe beantwortete. Ich riet ihr, niemals einen neuen Brief zu schreiben, ehe sie nicht auf den vorigen Antwort erhalten hätte. Sie glaubte nicht, sich zu längerem Schweigen bequemen zu können, so groß war ihr Verlangen, den Sohn an sich zu erinnern. Aber da ich ihr auseinandersetzte, daß der Rat zweckdienlich sei, folgte sie ihm und befand sich wohl dabei. Der Ulan überwand seine Schreibfaulheit.

Eines Tages fuhr Heinrich Kruse, der ein wohlhabender Mann war, bei mir vor und stieg die Treppen hinauf, gefolgt von seinem Diener, der zwei nicht schwere eingebundene Bücher trug, seine sämtlichen Dramen. Kruse war nämlich dramatischer Dichter und fühlte sich als solcher, obwohl er in dieser Eigenschaft nicht allgemein anerkannt war. Einzelne seiner Schauspiele, wie „Die Gräfin" und „Wullenweber" erschienen immerhin in vier Auflagen. Alle seine Stücke sind Jambendramen, gut gebaut, gut geschrieben, mit klarer und deutlicher Personencharakteristik, aber ohne tiefere Seelenkenntnis. Wo das Geheimnisvolle, das im eigentlichen Sinne Fesselnde, beginnt, da hört Kruse auf.

Ein merkwürdiges Zeugnis für sein knorriges Selbstgefühl ist das Trauerspiel „Brutus", in dessen Vorwort er schreibt: Wer in diesem Stücke Reminiszenzen zu finden glaubt, muß die Quelle nicht kennen, aus denen der britische und der deutsche Dichter mit gleichem Recht geschöpft haben. Uebrigens geht es mir nicht wie Marcus Antonius, der in Cäsars Nähe seinen Geist eingeschüchtert und bedrückt fühlt. Shakespeare und seine unerreichbaren Vorzüge willig anerkennend, verfolge ich unbekümmert meine eigenen Ziele." Kruses „Brutus" fordert förmlich zum Vergleich mit Shakespeares „Julius Cäsar" heraus, da das Stück dieselben Stellen aus dem Plutarch benutzt, wie das Drama des großen Vorgängers, ja ununterbrochen Parallelen darbietet. Die schwache Seite des Shakespearischen Dramas besteht ja darin, daß Cäsar so ganz und gar zu kurz kommt. Hat Kruse diesen Fehler auch zu umgehen versucht, so ist es ihm doch keineswegs geglückt. Auch sein Cäsar offenbart seine Größe hauptsächlich in Prahlereien, spricht von sich selbst stets mit einer ehrerbietigen Hochachtung, die ihre Wirkung verfehlt.

Was Kruse, der aus Stralsund stammte, ganz anders verstand, war der norddeutsche Geist der Selbständigkeit, das trefflichste Wesen der Hansa, wie es sich zum Beispiel in Wullenwebers männlicher und volkstümlicher Natur Bahn brach. „Wullenweber" dürfte deshalb sein bestes Schauspiel sein.

XI.

Man konnte in Berlin zu der Zeit, da der Kongreß 1878 abgehalten wurde, genug fremde Staatsmänner zu sehen bekommen, Gortschakow, Ali Pascha, Disraeli, Odo Russell, Salisbury; aber keinem dieser großen Machthaber hatte ich Gelegenheit persönlich zu begegnen. Dagegen gab es eine ganze Anzahl einfacherer fremder oder halbfremder Politiker, deren Bekanntschaft meinen Gesichtskreis erweiterte. So zum Beispiel August Schneegans, der den Elsaß im Reichstage vertrat, halb französisch, halb deutsch von Kultur, eine fast tragische Gestalt in seiner Stellung als Elsässer. Seine Geschichte des Krieges im Elsaß und seine nachgelassenen Lebenserinnerungen, die mit der Erzählung „Straßburg" von den Brüdern Margueritte zu vergleichen sind, zeigen, welche unlösbaren Aufgaben ihm gestellt wurden, zuerst als französischem Bürger während des Krieges, als der Elsaß von den Franzosen im Stich gelassen wurde, und später als Abgeordneter in Berlin, da er sich bemühte, durch freundschaftliche Verhandlungen mit der Regierung die best-möglichen Bedingungen für seine Landsleute zu erzielen. Eine ganze Anzahl von diesen betrachtete ihn, als ob er Schuld an der Annektion sei, weil er sie als Tatsache hinnahm. Noch heute erscheint er so manchem älteren Franzosen als eine Art Verräter. Er, der das Unglück hatte, Victor Hugo und Bismarck in gleich hohem Grade zu bewundern, fand in Berlin viel Sympathie. Er äußerte sich mir gegenüber ganz offen über die Schwierigkeiten, in die er hineingeraten war.

Schneegans, der an der Spitze der Gruppe der elsässischen Autonomisten stand, erwirkte 1879 eine neue Verfassung für die Reichslande und die Einsetzung einer besonderen Regierung für Elsaß-Lothringen. Aber schon 1880 wurde ihm die Situation unleidlich. Er zog sich ganz von der Politik zurück und ging als deutscher Konsul nach Messina, von wo er acht Jahre später nach Genua versetzt wurde.

Fremd, obwohl deutsch, war auch ein Mann von ganz anderem Charakter, der zuweilen von seinem Gut nach Berlin kam, der alte Insurgentenhäuptling, General Haug, Oesterreicher von Geburt, der an der Revolution 1848 teilgenommen, später ständig in Italien unter Garibaldi gekämpft hatte, den er vergötterte. Er erinnerte sich mit Ergötzen daran, daß er als junger Leutnant Lasker während des Aufstandes in Wien kommandiert hatte. Der General war in seinen jungen Tagen ein tapferer Haudegen und mit all seinen Instinkten auf der Seite der Revolution gewesen, besonders in Italien, wo die päpstliche Herrschaft im Kirchenstaat von ihm nur als cloaca maxima bezeichnet wurde. Nun war er mit seinem jugendlichen Aeußern und seinem schwarzglänzenden Haar und Bart nicht mehr, was er gewesen, nur noch lautredend und gesprächig, ein unerschöpfliches Repertorium für die Taten und Weibergeschichten der Achtundvierziger. Der Neid fraß manchem jungen Mann am Herzen, wenn er Haug erzählen hörte von all den verwegenen Handlungen, die geglückt, all den schönen und liebevollen Frauen, die geküßt

worden, die Helden geliebt hatten und (ein bißchen unordentlich) von ihnen wieder geliebt worden waren. Das meiste hatte sich vermutlich so zugetragen.

Häufig begegnete ich in den Häusern, in denen ich verkehrte, Mitgliedern der französischen, englischen und holländischen Gesandtschaften. Aber nur die nähere Bekanntschaft mit einem einzigen fremden Attaché gereichte mir zur Freude. Es war dies Herr von Kumanin von der russischen Gesandtschaft, der so lange Jahre in Berlin weilte, daß er dort völlig zu Hause war. Er bekleidete eine hohe Stellung im russischen Handelsministerium. Man konnte lange suchen, ehe man einen herzgewinnenderen Diplomaten fand. Er war zugleich seelenvoll und stilvoll, ein ausgezeichneter Mensch, vornehm, vorurteilsfrei, warm mit einem Schimmer von Wehmut über seiner Erscheinung im Gefühle seiner Vereinsamung. (Fortsetzung folgt.)

Der Fremde. Roman von René Schickele.

III.

Die kleine Henriette verbeugte sich tief vor Paul, und ihm war, als sänke eine holde Herrlichkeit, eine große und süße Liebe vor ihm zusammen. Er erwiderte ihren Gruß. Da ging er schwer und dunkel in dieser versinkenden Herrlichkeit unter. Sie glitt auf den Fußspitzen an ihm vorüber, wobei sie lächelnd in den kristallnen Kronleuchter sah, der bei weitem nicht so weiß und strahlend war wie sie.

Nach dem Menuett aßen sie an einem kleinen Tisch im Nebenzimmer Eis, Vanille und Erdbeere. Er sah sie immerfort an. Er mußte sich zwingen, um sie so anzusehn, und einmal drang dem kleinen Paul ein Schluchzen in die Kehle, das ihm fremd war und ihn verwirrte.

Henriette schlug ihre großen blauen Augen zu ihm auf. Sie senkte sie, und wieder fiel etwas Blaues, Berauschendes zusammen. Diese süßen Katastrophen erfüllten den Abend.

Als sie später für einen Augenblick allein waren und Pauls Herzschlag zu schweifen begann, nahm er ihre kleine Hand. Aber sein Herz zog sich zusammen und er konnte sich nicht rühren. Wieder stiegen ihre Augen herauf, blau, tief und leuchtend. Da ließ er sich fallen. Er vergrub das Gesicht in ihre kleine Hand und badete es ganz in ihrer sanften Kühle, die von allen Seiten zugleich mächtig zu seinem Herzen zog.

„Voyons, soyez sage," sagte sie und entriß ihm gewaltsam die Hand.

Da erschrak er.

Er schlich sich in den Garten hinaus, suchte nach einem Winkel, wo er sich verstecken könnte, damit ihn niemand fände, wenn sie seine Abwesenheit bemerkten und ihn suchten. Seine Mutter würde weinen. Was hätte er darum gegeben, wenn sie einmal weinte, und seinetwegen weinte, die schöne Frau! Und Henriette müßte sich die schrecklichsten Vorwürfe machen, weil sie ihn ins Unglück gestürzt hatte. Hinter der Laube legte er sich auf den Rücken und begann nachzudenken. Er hörte die Musik, ein entferntes Summen von Stimmen; und als er den Kopf wandte, sah er die glorreich erhellten Fenster des Hauses, hinter denen die weißen Kronleuchter schimmerten. Sie tanzten . . . Er war unglücklich wie ein zärtlicher Hund, den seine Herrin, ein junges lächelndes Mädchen in weißen Kleidern, verstoßen hat.

Es war keine Blume mehr im Garten, selbst die paar Tannen hatten ein kahles Aussehen, Paul fror. Er biß die Zähne zusammen, um nicht zu weinen. Und dann verfiel er in eine harte, trotzige Trauer.

Die „Feinde" waren es, die die Schuld an alledem trugen! Er dachte an ein anderes Mädchen, das mit den „Feinden" spielte, denen es Briefchen schrieb . . . Er sah sie die steile Straße der Stadt herabkommen, er grüßte sie. Und soviel liebende Demut auch in seinem Gruße lag, sie erwiderte ihn kaum. Ihr hochmütiger Blick ging über ihn hinweg, er fühlte schmerzlich, daß er der Fremde war. Er zwang sie, stehn zu bleiben und ihn anzuhören. Er suchte Worte, die sie vernichten sollten, und da, während er sprach, kam ihm plötzlich eine unerhörte Offenbarung: Sie hatten ihm den Vater und die Heimat geraubt! Seine Mutter war traurig! . . . Er begann Blut zu sehn, er begriff, was das ist: „Blut" und fühlte, daß von dem Blut, das er in den Adern trug, soviel in einem wütenden Ringen mit den Feinden vergossen worden war — sie hatten mit den Füßen darin gestanden. Dieses Blut mußte zurückgekauft werden, und er begriff, was das heißt: „Der Feind", und das andere: „Die Rache". Mit einer seltsamen Kälte, die ihn schaudern machte und ihm zugleich den letzten unbedingten Mut in die Seele gab, fühlte Paul den Tod, den Atem der Vernichtung neben sich.

An diesem Abend ging das Kind als ein besiegter Held nach Hause. —

In der Marseillaise, die er bald darauf hörte, fand er ein Symbol der Rache, das Unterpfand des Sieges, der nicht nach dem Preis gefragt hat.

Die Marseillaise nistete wie ein Raubvogel in den Häusern. Man sang sie bei geschlossenen Fenstern und Türen, mit einer Begeisterung, die einem Wutausbruch glich. Sie galt dem Gedanken der baldigen „Revanche", die das Leben der Elsässer beherrschte, ihren Eigensinn fanatisierte. Die Herzen rauchten, Menschen, die einander gleichgültig waren, schlossen Brüderschaft auf Tod und Leben. Der Feind war im Land.

Paul hörte in der Familie eines Freundes einen alten Veteran mit einem Holzbein vom Krieg erzählen. Im Eßzimmer waren an die zwanzig Menschen versammelt, Erwachsene und Knaben, und in der Mitte des Tisches saß der „Korporal" und erzählte mit glühendem Gesicht vom Kampf auf den Spicherer Höhen. Er sprach, als er den Beginn der Schlacht schilderte, ein Gemisch von Elsässisch und Französisch, das dann plötzlich hell und wohllautend ein Kommandoruf durchdrang, sein Oberkörper fuhr in die Höhe, seine Hände streckten sich, als ob sie ein Gewehr umfaßten, er führte Bajonettstöße, warf sich zurück, und dann waren es nur noch Kommandorufe, die der Alte in das Bild des Kampfes schleuderte, Kommandorufe und Signale, und die Bewegungen des Oberkörpers und der Arme, die immer heftiger und einsilbiger wurden. Schließlich blieben nur noch zwei Griffe, wie er das Bajonett warf und wie er es zurückzog, die einander in rasender Eile folgten. Ein erschütterter Fluch schloß die Episode.

Dann sangen sie die Marseillaise.

Paul saß auf dem Sofa und preßte den Arm seines Freundes. Er warf den Kopf in den Nacken und ließ ihn wieder auf die Brust fallen. Denn eine wilde Göttin hatte aufschnellend die Hände von ihrem Gesicht genommen, das in einem unirdischen Feuer glühte, und ein Meer stand in Brand. Goldne Adler stiegen zur Sonne, die ein feuriges Gebirge war. Unter ihrem steilen Flug rauschte das Meer auf und setzte sich in Bewegung. Eine Schlacht begann.

Paul fühlte sich von Brüdern und Schwestern umgeben, die ihn fest an der Hand hielten. Diese teilten seine Schwächen, seinen Haß, seine wollüstigen Hoffnungen. Sie waren blutverwandt, ihm geheimnisvoll verpflichtet, wie er selbst ihnen gehörte. Paul wurde vom großen Herzschlag seines Volkes ergriffen, der plötzlich seine Brust hob, ihn erweichte und stark machte.

*

Zu Hause war er in der träumerischen Einsamkeit, mit der Frau Yvonne sich umgab, verloren. Die Zimmer ihrer Wohnung berührten ihn fremd, und wenn er aus dem Trubel der Spiele und Gespräche nach Hause kam, glaubte er in eine andere, gar zu ernste und eintönige Welt zu treten. Früher war in die Zimmer noch ein Licht wie von farbigen Glasfenstern gefallen, da hatte ihn die Heimlichkeit der bunten Nachmittage entzückt, und die süßen und mutigen Balladen, die er mit der Mutter sang, schienen bedeutungsvoller, weil sie in der Stille einer Kapelle erklangen. Er hatte mit klopfendem Herzen und mit einem Lächeln gesungen, das ein Abglanz seiner Mutter war, — wie man bei holden Aufregungen des Herzens lächelt, die man als das Geschenk eines geliebten Menschen hinnimmt. Seine früh geweckte Einbildungskraft hatte aber bald die Führung der Mutter entbehren gelernt. Das Fieber der kriegerischen Legende verzehrte ihn. Er wurde trotzig und herrschsüchtig, er begehrte mit dem ungestümen Ernst seiner Inbrunst den Ruhm, die Liebe, den Tod. Frau Yvonne sah mit dem Lächeln ihres Mundes zu, wie Paul ihr in innerlichen, immer heftigeren Anfällen von Lebenstrunkenheit entglitt, bis schließlich sein Geist von abenteuerlichen Vorstellungen und romantischen Versuchen ganz benommen war.

Er hüllte sich in die Ereignisse des Tages und in seine Träume ein, um die Einsamkeit ertragen zu können. Seine Mutter schien ihm in diese Stadt verschlagen, und das Gefühl von der verständnislosen Fremdheit der Mutter gegenüber übertrieb noch die Einsamkeit ihrer Wohnung und ihres Zusammenlebens. Es war dieselbe Kluft zwischen ihnen, wie zwischen den Feinden und ihm . . .

IV.

Es kam ein versiegelter Eilbrief an Frau Yvonne, worin ihr Vater mitteilte, daß er so glücklich sein werde, am 14. Juli in Belfort beim Bankett der Ligue alsacienne-lorraine die Festrede zu halten, und daß es in ihrer Macht stände, ihm den schönsten Tag seines Lebens zu bereiten, wenn sie mit Paul nach Belfort fahren und einige Tage dort verbringen wollte. Er habe geschworen, die Grenze nicht zu überschreiten, solange an den Stiefeln von preußischen Soldaten französische Erde klebe. Andrerseits sei es Zeit, daß er seinen Enkel in die Arme schließe, und wiederum wünsche er nichts sehnlicher, als daß der Junge endlich Soldaten sähe, da er sich doch angesichts der uniformierten Räuberbanden, die unter der Peitsche ihrer Häuptlinge die steifen Glieder verrenkten, keinen Begriff vom Berufe seines Vaters machen könne. Ah, Sentinelle, ayez garde à vous! Paul müsse ein ganzer Patriot werden, und der Junge habe noch nicht einmal rote Hosen gesehn. Wie alt war er denn? Sechzehn Jahre, und der Sohn eines heldenhaften Vaters, der sein Leben für Frankreich gelassen hatte, kannte vielleicht die Marseillaise nicht. Ob Yvonne sie ihm wenigstens auf dem Klavier vorgespielt habe? . . .

*

In Straßburg war der Zug schon überfüllt. In Mülhausen nahm man keine Reisenden mehr auf.

Sie flogen durch den Sundgau der Grenze zu. Die Heuernte war vorüber. Ueber die einsamen Felder zogen in der Nachmittagsruhe feierlich die Schatten der Wolken. In der Ferne blitzten glitzernde Wasserstreifen wie die bösartigen, aufreizenden Blicke eines Ungeheuers, oder sie schienen herabgefallene Stücke Sonne, die dort weiter brannten. Graue Weiden standen brütend umher.

In den Dörfern lagen die Straßen verlassen im schweren Sonnenschein, an den Fenstern erschienen neugierige Gesichter, die dem Zug nachsahen. Vor den Eisenbahnschranken standen barfüßige Kinder und schwenkten die Hüte. Der Zug sauste vorbei, ihr Geschrei stieß sich in den Ecken des Coupees und zerriß im Luftzug. Das Blau der Vogesen ertrank im weißen Grau des Himmels.

Paul erschöpfte sich, atmete tief auf und begann von neuem. Er hatte einen blutroten Kopf und fühlte, wie ihm die Haare wirr um Stirn und Schläfen fielen. Wie in einer Schlacht, wie damals, als er die Marseillaise hörte.

Die Felder waren von Truppen bevölkert, deren Oberbefehl er hatte. Er führte im Tempo des Schnellzuges hundert Reiterangriffe an: aller Schlachtenlärm war im Rütteln und Poltern der Wagen. Paul brauchte nur zu befehlen . . .

Ein kurzer Aufenthalt in Alt-Münsterol. Ein Gensdarm verlangte die Papiere, durchflog sie und gab sie zurück. Paul sah ihn feindselig an. Der Gensdarm lächelte und schloß die Tür. Und der Zug näherte sich der Grenze. Und plötzlich stürzte jemand zum Fenster des Coupees. Paul, von der irren Gewaltsamkeit dieser Bewegung ergriffen, warf sich schaudernd ans andere Fenster.

An jeder Tür ringelten sich einige Schultern und Arme und bildeten einen mißgestalteten Rumpf mit drei, vier Köpfen. Ihre Bewegungen erinnerten an Seehunde, die nach Luft schnappen.

Als die Lokomotive über den Wald hinausfuhr, verfielen die Köpfe in krampfartige Zuckungen. Die Gesichter brachen in Grimassen aus. Aus den weitgeöffneten Mündern stürzten Rufe wie Steine in den Luftzug, der um die Wagen fuhr.

„Vive la France“!

Diese unheimlichen Köpfe waren hochrot und wurden blau und drehten sich, als ob sie von ihrem Rumpf gerissen würden. Paul sah eine junge braune Frau mit dem ganzen Oberkörper aus dem Fenster lehnen. Sie hatte die rechte Hand in das lockige Haar eines Kopfes geschlagen, der neben ihr aus der Tür ragte; sie schüttelte ihn und schrie mit aufgerissenen Augen:

„Vive la France“!

Wie ein heißer Hauch flog ihr Ruf den Zug entlang. Tücher und Hüte wurden geschwenkt, Männer, Frauen, Knaben riefen, in einem brausenden Abgrund, der dahinfuhr. Die schöne Frau drückte das Haupt ihres Opfers auf die Schneide des herabgelassenen Fensters. Sie legte sich mit dem Gewicht ihres Körpers darauf, sie stieß; ruckweise, die Zähne auf die Unterlippe gepreßt, ihr Haar lag dick und zerwühlt im Wind. Dann rang sie wie in einem asthmatischen Anfall nach Atem, ihr Genick zuckte einigemal auf und ab. In einem letzten gewaltigen Ausbruch schrie sie irrsinnig, langgedehnt den Zug hinunter:

„Vive la France“!

Der Schrei rollte sich im sausenden Abhang wie eine Schlange zusammen.

Paul ließ sich auf das Polster fallen und blickte starr vor sich hin. Das war er — der Kampf! Die wundervolle Häßlichkeit der kriegerischen Entzückung! Er hätte sich mit geschlossenen Augen hineinstürzen mögen, wie ein Tier, wie ein Halbgott. Er hätte die schöne Frau schlagen, ihr die Kleider vom Leibe reißen, sie beißen wollen.

Dann begann er eine unendliche Ohnmacht zu fühlen; er wurde ihr Opfer. Er war ausgeschlossen von allen Taten, die im Dienst der Rache und des Vaterlandes vollbracht wurden. Er suchte den Platz, den er einnähme und fand keinen.

Diese Stimmung zog langsam vorüber.

In Paul blieb eine aufgeregte Aengstlichkeit und eine weiche Sehnsucht zurück.

Der Zug fuhr langsamer. Die Ebene schwoll in großen, runden Hügeln an. Die Hügel wuchsen in schweren und sanften Formen in die Breite. Sie stiegen in ihrer ganzen Ausdehnung zugleich in getragenem Tempo zum Julihimmel empor. Die Geleise der Bahn mußten jetzt hohe Granitwände durchschneiden, deren hartes silbernes Blau an Stahl erinnerte.

„Sie ist aus Stahl und blühender Erde," dachte Paul; er glaubte, er umfasse die Welt.

Von den „Hautes" und den „Basses Perches" wehte die Trikolore, blau, weiß und rot.

„Das ist die Liebe," dachte Paul und war von seinem Einfall warm und gehütet. Er nahm die Hand seiner Mutter und küßte sie, er sah sie glücklich an.

„Wie die Farben erwärmen!"

Er zeigte auf die Fahnen, die im Blau des Himmels schwebten.

Frau Yvonne hatte feuchte Augen.

— Ja, sagte sie, — ja, Paul, aber mäßige dich.

Und der Zug stand still.

„Belfort." Ein alter Herr sagte das in einem Tone, als ob er damit von der Stadt Besitz ergriffe. Er stand auf und sah ernst an sich hinunter.

Dann legte er Paul die Hand auf die Schulter: „Sie werden den Löwen von Belfort sehn" . . . und ließ seine Blicke in Pauls Blicken ruhn. Nach einer Ewigkeit verbeugte er sich lächelnd und trat in die offene Tür. Er hob den Stock und rief: „Vive la France, mes amis. Vive l'armée!"

Ein Offizier, der vorbeidrängte, grüßte freundlich. Paul blickte erregt den roten Hosen nach. Aber jetzt sah er überall die rote Farbe leuchten. Ihre Sinnlichkeit belebte die Geister wie eine aufregende Spezerei. Sie war der Grund der Unruhe, die die Menschen verwirrte. Paul hätte aufschreien mögen, wenn dieses lebendige Rot im dichtesten Gewühl mit der jähen Wendung eines Tieres auftauchte und blitzschnell, oder einen Augenblick verweilend, in eine dunkle Gruppe fuhr, die sich sogleich in lichtere Töne auflöste. Anderswo schwamm das Rot ruhig wie vollgesogen und zerging in hellen Frauenkleidern.

An der Mauer des Stationsgebäudes stand ein untersetzter Herr auf einem Stuhl und winkte mit einer kleinen Fahne, die er an die Spitze des Regenschirms gebunden hatte. In der andern Hand schüttelte er einen Zylinder. Er schrie: Vive l'Alsace!, und der Ruf kam hundertfach zurück. Er wartete, bis der Jubel sich gelegt hatte, dann rief er wieder: Vive l'Alsace!

Frau Yvonne sagte zu Paul: „Dein Großvater."

Frau Yvonnes Vater hatte seinen Stuhl verlassen und drängte sich, Schirm und Zylinder hoch erhoben, Vive l'Alsace rufend, durch die Menge. Es war ein Triumphzug. Als er vor seiner Tochter stand, reckte er die Arme noch höher.

— Küßt mich, Kinder, küßt mich, Vive l'Alsace!

Frau Yvonne umarmte ihn.

— Auch du mein Sohn, forderte er Paul auf. Dies geschieht alles zu deiner Ehre. Es ist dein 14. Juli heute. Vive l'Alsace!

Er nahm die Fahne vom Schirm und drückte sie Paul in die Tasche.

Am Ausgang stand eine Abteilung Soldaten.

— Es sind Husaren, erklärte der Alte, und auf dem ganzen Weg zum Hotel spähte er angestrengt umher. Er strahlte, wenn er sagen konnte: Dies hier sind Artilleristen, da hast du die Jäger zu Pferde. Ah, da sind zwei Turkos, verteufelte Kerle, was? ... Ein Brigadegeneral, sein Adjutant, ein Kapitän.

Frau Yvonne ging lautlos neben ihm.

Der Alte wollte sie gar nicht erst in ihr Zimmer gehn lassen. Vielleicht hatte die Parade schon begonnen, und es war schwer, einen guten Platz zu bekommen. Frau Yvonne fühlte sich müde. Sie wollte bleiben.

— Es tötet mich, sagte sie mit ihrem gütigsten Lächeln und legte die Hand auf die Wange ihres Vaters. Wirklich, ich kann nicht, sei gut, laß mich hier.

Der Alte sah ihr traurig nach, wie sie langsam hinter dem Kellner die Treppe hinaufstieg.

(Fortsetzung folgt.)

Kesseltreiben.

Indien, Mazedonien, Persien:
das sind die Achillesfersien
Für Europens Kontinent.
Ueberall wird Blut getröpfelt,
wird gehenkert und geköpfelt, —
überall im Orient.

Persien, Mazedonien, Indien:
Werdet ihr die Freiheit findien
und den Ruhm, nach dem's euch juckt?
Ach, Kanonen schießen besser
als die Revoluzzer-Messer,
welche ihr in Händen zückt.

Indien, Persien, Mazedonien:
Seht, man schießt mit blauen Bohnien
euer Hab und Gut in Klump.
Ach, was hilft da euer Wüten!
Wer nicht zahlen will, muß blüten.
Kultiviert wird nicht auf Pump!

Ob Europa selbst aus Asien
heimwärts kehrt mit langen Nasien,
hilft zum Sieg nicht euerm Putsch.
Blut, das einmal weggetröpfelt,
Köpfe, welche abgeköpfelt,
bleiben meist für ewig futsch.

Ob an euerm Ueberbleibsel
sich Europens Kopf zerreibsel
und sich selbst zu Schanden schmeißt; —
Mazedonien, Persien, Indien:
Ihr, das sehn jetzt auch die Blindien,
seid, wie Deutschland, eingekreist!

J. Diot.

Terrainmonopole.

Seit einem Dezennium etwa hat die Berliner Terrainspekulation die bis dahin beschrittenen Bahnen verlassen; wurde sie früher in der Hauptsache vom Privatkapital betrieben, so haben nun die Banken ihr Augenmerk auf sie gelenkt. Es gibt in der Nähe von Berlin kaum noch ein größeres wertvolles Terrain, das nicht bereits von irgendeiner Großbank oder deren Tochtergesellschaft mit Beschlag belegt wäre. Je mehr der Besitz in den Händen weniger konzentriert wurde, desto leichter war es, die Preise in die Höhe zu schrauben. Gleichzeitig sank das Risiko des Preisrückganges am Grundstücksmarkte; denn viel eher als der Privatkapitalist vermögen die Banken die Terrains so lange zu behalten,

bis sie den ersehnten Verkaufswert erhalten haben. Die Tatsache, daß wir trotz der ziellosen Wertsteigerung, trotz der ins Ungemessene gestiegenen Zinsen für Baugelder selbst vor zwei Jahren keinen großen Baukrach erlebt haben, ist größtenteils hierauf zurückzuführen. Wohl ist eine Reihe von Baufirmen in Schwierigkeiten geraten, wohl hat die Anzahl der Subhastationen beträchtlich zugenommen; aber von einem erheblichen Rückgang der Bodenpreise und namentlich der Mieten war nichts zu hören. Gleichzeitig ist der Bauunternehmer zum Spekulanten geworden; er kauft die Terrains und führt den Bau nur aus, um das Haus rasch zu verkaufen. Daß er hierbei erst recht auf Bankenhilfe angewiesen ist, bedarf keines Beweises. Und die Schlinge, die so um den Hals der Bauunternehmer gelegt wird, kann in den Zeiten der Krisis leicht angezogen werden. Dann haben sie sich nur allzu oft über Gebühr vorgewagt, können für ihre Hypotheken selbst bei Gewährung von Wucherzinsen kein Geld bekommen und sind gezwungen, ihre wertvollsten Objekte den Banken zu billigen Preisen zu überlassen. Die Sucht der Großbanken, den Ring um die Peripherie Berlins zu schließen, hat für sie aber auch großen Nachteil gehabt. Sie sind gezwungen worden, die Terrains zu hohen Preisen zu erwerben, und müssen nun zu noch höheren Käufer zu finden trachten. Für den Bauunternehmer rentiert sich aber jetzt infolge der getriebenen Grundstückspreise kaum noch der Bau für eigene Rechnung; so wird einerseits der Ruin gar mancher Baufirma herbeigeführt, andererseits vermögen die Banken nun aber ihre Terrains nicht mehr zu veräußern. Sie werden so wiederum allmählich mehr und mehr dazu gezwungen, durch Vermittlung der ihnen nahestehenden Baugesellschaften für eigene Rechnung zu bauen.

Die Transaktion, die zwischen der Berliner Terrain- und Baugesellschaft und der Baufirma Boswau & Knauer G. m. b. H. abgeschlossen worden ist, hat unter diesen Umständen ebensosehr für unser Bankwesen, wie für den Grundstücksverkehr weittragende prinzipielle Bedeutung. Längst war es offenes Geheimnis, daß die Firma Boswau & Knauer durch ihre Riesenbauten (die teilweise für eigene Rechnung übernommen waren) ihre Mittel allzusehr angespannt hatte und nur durch Bankkredite gehalten werden konnte. Die Bergisch-Märkische Bank, deren Aktien sich in den Händen der Deutschen Bank befinden, und die Darmstädter Bank (die auf dem Umwege des aus guten Gründen endlich entlassenen Herrn Otto Davissohn durch ihre Filiale Hannover zu dieser Beziehung gekommen war) gehörten nicht bloß zu den Kreditoren der Baufirma, sondern sie sind auch durch Uebernahme von Geschäftsanteilen der G. m. b. H. interessiert. Das Engagement hat ihnen in den letzten Jahren wenig Freude bereitet; aber die Schuldner durfte man nicht fallen lassen, weil die Verluste zu groß geworden wären. (Nur der gibt, nach kaufmännischer Regel, neues Geld, der altes ohne Verlust nicht mehr zurückziehen kann.) Und jeder große Krach in der Baubranche mußte schon des eigenen Grundbesitzes willen vermieden werden. Was konnte geschehen, um die Verbindlichkeiten bei Boswau & Knauer auf die Schultern anderer zu wälzen?

Die Terrain- und Bau-A.-G., der Herr Carl Neuburger nahesteht, schien das geeignete Objekt für eine Fusion zu sein. Durch die Passage-Baugesellschaft hatte die Deutsche Bank indirekt bereits Beziehungen zu diesem Unternehmen. Dem Kopf des jüngeren Herrn Markiwicz, eines Inhabers der bekannten Möbelfirma, entsprang vor einigen Jahren die Idee, Kleinhändler, die sich von der Macht der Warenhäuser bedrückt fühlen, zu zentralisieren, und mit diesem wirtschaftlich vielleicht erstrebenswerten Ziel Geld zu verdienen. Der Bau des Grundstücks erforderte naturgemäß bedeutende Mittel, die Beschaffung der Hypotheken war durch die Zeitumstände erschwert, und die Krisis im Warenhandel mag manchen Kaufmann zurückgeschreckt haben, sich an dem neuen Unternehmen zu beteiligen. Drum soll der finanzielle Aufbau des Pseudo-Warenhauses den Leitern manche Sorge bereitet haben. Die Berliner Terrain- und Bau-A.-G., die das Haus gebaut hat und an dem Geschäft beteiligt ist, war auch nicht gerade geeignet, die notwendige Hilfe zu gewähren. Denn Herr Neuburger hatte genug mit sich selbst zu tun und war froh, einen Teil seiner Effektenbestände bei der Berliner Handelsgesellschaft in Lombard geben zu können. In einer schweren Stunde wurde der Schutz der Deutschen Bank angerufen. Sie gelangte in den Besitz von zwei Millionen Mark Passage-Aktien und gewährte der Aktiengesellschaft einen Kredit von 4½ Millionen Mark, der durch eine Kautionshypothek Deckung fand. Die Leitung der Deutschen Bank wußte wohl schon damals, daß diese Verbindung nur der Anfang zu einer weiteren Beteiligung war, zu einem großzügigen Geschäft, das ihr die Terrain- und Baugesellschaft in die Hände liefern mußte. Und den Herren Markiwicz war gewiß der Hinterhalt der Deutschen lieber als der eines Neuburger. Nun ist der Zeitpunkt gekommen, denn in 2½ Monaten wird der Kredit bei der Deutschen Bank fällig, und die Passage-

gesellschaft hatte keine Aussicht, ihn zurückzahlen zu können. Um ihn abzulösen, war die Beschaffung einer Hypothek notwendig, die mehr als 7½ Millionen Mark betragen mußte, weil zu den 4½ Millionen der Deutschen Bank noch die Bausumme von 3 Millionen der Terrain- und Baugesellschaft und die notwendigen Betriebsmittel hinzukamen. Wäre kein Ausweg gefunden worden, so würde die Deutsche Bank als Aktienbesitzerin der Passagegesellschaft Verluste erlitten haben (der Kredit war hinreichend gedeckt); gleichzeitig aber wären der Terrain- und Baugesellschaft Schwierigkeiten erwachsen. Sie hatte die Regulierung der Hypotheken vertragsgemäß übernommen, und ob für das an zweiter Stelle stehende Baugeld genügende Sicherheit vorhanden war, kann ebenfalls noch bezweifelt werden. Herrn Neuburger blieb keine Wahl; und die Deutsche Bank mag sich ihres Sieges freuen. Ihr Vorteil besteht zunächst darin, daß sie die 4½ Millionen Mark zurückerhält und der Besitz an Passageaktien nicht gefährdet wird. Um Kredit und Baugeld zu bezahlen, wird nun eine hypothekarische Obligationsanleihe von acht Millionen Mark ausgegeben, von den Banken übernommen und wohl bald an Kleinkapitalisten verschleißt. Die Bergisch-Märkische Bank erhält aber zudem noch für ihren Geschäftsanteil von Boswau & Knauer realisierbare Aktien der Terrain- und Baugesellschaft, was indirekt wieder der Deutschen zugute kommt. Und schließlich wird ein Teil der Kredite an die Baufirma durch die Terrain- und Baugesellschaft abgelöst werden; die drei Millionen, die sie vom Passagebau erhält, können nun von neuem an Boswau & Knauer geliehen werden. Nur eine Schwierigkeit blieb zu überwinden. Wollte die Deutsche Bank die Fusion durchführen, so mußte sie Einfluß auf die Berliner Terrain- und Bau-A.-G. besitzen, d. h. Herrn Neuburger hinausdrängen. Mit der Pression auf die Passagegesellschaft, den Kredit von 4½ Millionen Mark zurückzuzahlen, hätte man das Ziel allein noch nicht erreichen können. Denn Herr Neuburger konnte vielleicht noch jemand finden, der die Hypotheken für das Passagekaufhaus beschaffte, und gibt seit seinen Erfahrungen mit der Beteiligung Bleichröders an der Omnibusgesellschaft nicht gutwillig ein ihm aussichtsvoll erscheinendes Objekt aus Händen. So mußte man stärkere Mittel anwenden. Der Fürst Fürstenberg, einst der Freund des Herrn Neuburger, hat vor Jahren von ihm einen beträchtlichen Posten Terrain- und Bauaktien zu hohem Kurse erworben; hiermit geht er nun ins Lager der Deutschen Bank und schafft ihr Sitz und Stimme im Aufsichtsrat. Jedoch auch Fürsten wissen, wenn sie kaufmännische Geschäfte abschließen, daß die eine Hand die andere waschen muß. In Zehlendorf, dicht an der Elberfelder Papierfabrik, die Herr Neuburger einst auf seinem Grundstück errichten ließ, besitzt Seine Durchlaucht 140000 Quadratruten Land, ebenfalls, wie Omnibus- und Terrainaktien, aus Neuburgerschem Besitz. Der Teltow-Kanal, der dort die Felder durchschneidet, sollte den Eigentümern einst Millionen ans Land spülen. Aber die Spekulation war verfehlt, weil die Schiffer es vorziehen, ihre Kähne um Berlin herumzuführen, anstatt mit höheren Kosten durch den Kanal zu treideln. Diese Terrains werden jetzt an die Baugesellschaft verkauft, und der Fürst erhält 7½ Millionen Mark neuer Terrain- und Bauaktien . . . .

Waren Herrn Neuburgers Geschäfte viel schlechter als die, denen die Banken jetzt ihren Segen verleihen? Was wäre nicht alles über Herrn Neuburger gesagt worden, wenn er das Aktienkapital der Berliner Terrain- und Baugesellschaft von 8 auf 18½ Millionen erhöht hätte, um Boswau & Knauer mit mindestens sehr unklaren Bau-Objekten und Terrains am Teltowkanal zu belasten. Doch die Deutsche Bank patronisiert das Geschäft, und so wird gewiß niemand dagegen etwas einzuwenden haben. Kein Aktionär wird bemängeln, daß die Gesellschaft in dieser Weise verwässert wird, und die Börsenspekulanten haben bereits am Sonnabend, als das Geschäft bekannt wurde, in gewohnter Ehrerbietung vor dem größten deutschen Finanzinstitut den Kurs der Aktien um 3% erhöht. Nicht einer wird wenigstens in der Generalversammlung deutlich aussprechen, daß durch die Fusion die Verhältnisse der Terrain- und Baugesellschaft vollkommen unübersichtlich werden müssen. Denn nicht die einzelnen Bauten von Boswau & Knauer werden übernommen, sondern die Anteile der G. m. b. H., die natürlich eine Bilanz nicht zu veröffentlichen braucht. Wenn das nur Herr Neuburger gemacht hätte!

Die Monopolisierung des Berliner Grundbesitzes wird, nachdem der erste Schritt nunmehr getan ist, auch zu einer Monopolisierung des Baugeschäftes führen. Welche Baufirma wird fürderhin noch den Mut besitzen, gegen eine von der Deutschen Bank gestützte Konkurrenz zu kämpfen?

Bruno Buchwald.

Verantwortlich für den politischen Teil: Karl Schnitzler, Schmargendorf, Spandauerstr. 40; für den Börsenteil: Bruno Buchwald, Berlin C., Heiligegeiststr. 52; für alles Andere dieser Nummer: Karl Schnitzler; für Oesterreich-Ungarn: Robert Feist, Wien I. — Morgen-Verlag G. m. b. H., Berlin W. 35, Steglitzerstr. 69. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei J. Rafael, Wien I, Graben 28, sowie alle übrigen Zeitungsverschleiße und Buchhandlungen. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57, Bülowstr. 66.